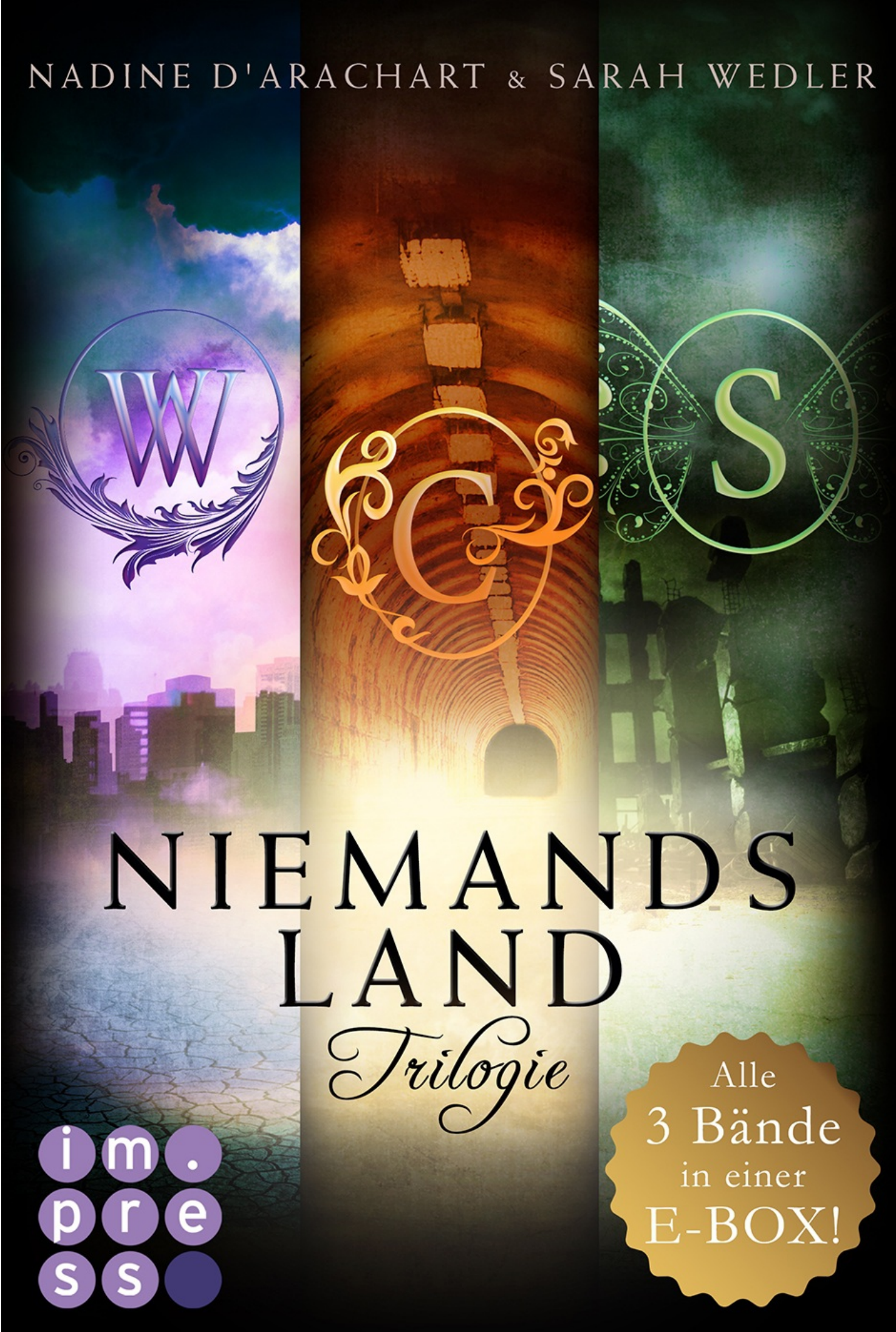


NADINE D'ARACHART & SARAH WEDLER



NIEMANDS LAND

Trilogie

i m .
p r e
s s

Alle
3 Bände
in einer
E-BOX!

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015

Text © Nadine d'Arachart und Sarah Wedler, 2014

Lektorat: Katharina Kohlhaas

Umschlagbild: shutterstock.com / © Stokkete / © Oksana Alekseeva
/ © Akos Nag / © HuHu / © Milen / © Ase / © grynold / © Igor Zh.

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60098-8

www.carlsen.de

NADINE D'ARACHART & SARAH WEDLER

NIEMANDS LAND

Trilogie



NADINE D'ARACHART & SARAH WEDLER

WATCHER

Ewige Jugend



Das Problem mit der Gefahr ist, dass sie unberechenbar ist.

Darian Jed Leigh

PROLOG

London, wie es die Großväter unserer Großväter einmal kannten, gibt es nicht mehr. Mit den Jahren hat die Stadt alles um sich herum verschlungen. Sie hat ihre langen Spinnenbeine bis nach Oxford und Dover ausgestreckt und sich jede Großstadt, jeden Vorort, jede Wiese, jeden Wald und jede Weide einverleibt. Dort, wo einst Manchester und Liverpool lagen, herrscht nun Ödnis. Seen haben sich in Sümpfe und Flüsse in verdorrte Flussbetten verwandelt. Wälder gibt es da draußen nicht mehr, nur noch vereinzelte Bäume, karg und unfruchtbar, brachliegende Äcker und Bauten, einsturzgefährdet wie Kartenhäuser. Wer ein Huhn hat, kann sich glücklich schätzen. Wer eine Kuh hat, sollte vorsichtig sein und wer gleich mehrere Tiere besitzt, muss um sein Leben bangen. Das Gebiet vor den Toren Londons, das Hunger und Armut in eine Wüste verwandelt haben, nennt sich Niemandsland.

London selbst ist schillernd, voller Prachtbauten, Parks und kleiner Seegebiete. Zwölf Millionen Menschen leben darin und jeder Einzelne von ihnen hat entweder Glück oder Pech gehabt.

Die Glücklichen sind die *Industriellen*, sie bewohnen den grünen Kern. Dort residieren sie in ihren Villen mit ihren überdimensionalen Gärten, treffen sich zum Cricket und bevölkern die Malls. Auch ihre Kinder sind glücklich. Sie gehen auf das Internat in dem Stadtteil, der früher Oxford war und jetzt Neu-Oxford heißt und übernehmen irgendwann die Konzerne ihrer Väter. Alles ist nach Erbfolge geregelt. Kein Industrieller wird jemals arm sein – und kein *Arbeiter* jemals reich.

Die Arbeiter machen den Teil der Londoner aus, der Pech gehabt hat. Die meisten von ihnen leben in Highworth, einer Siedlung,

deren Straßen so eng sind, dass dort kaum geatmet werden kann. Sie gehört nicht zum schillernden Teil Londons. Die Wohntürme von Highworth kann man bis ins Zentrum sehen – Kastenbauten aus Beton, so gut wie fensterlos, denn das kostbare Glas aus Londons einziger Glashütte wird für das schicke Geschäftsviertel gebraucht. Die Arbeiter wissen, dass es sie schlimmer hätte treffen können, also verhalten sie sich still. Nehmen alles hin, sogar den beißenden Dampf der Industrie, der Tag für Tag zu ihnen herüberwallt.

Die Industrie liegt an der Grenze zum Niemandsland und es wird penibel darauf geachtet, dass ihre giftigen Gase nicht nach Neu-Oxford wehen. Ihre Kinder sind den Industriellen fast so heilig wie sie selbst, deshalb schützen sie sie. Vor allem die besonderen Kinder. Aus diesem Grund gibt es uns – die *Watcher*.

Ich bin Jolette Somerville. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, nicht zu den Unglücklichen, und auch nicht zu den Todgeweihten aus dem Niemandsland. Ich gehöre zu den Aufpassern in einer abgeschotteten Stadt. Einem Ort, an dem alles perfekt ist. Augenscheinlich.

KAPITEL 1

Ich streiche mir das schweißfeuchte Haar aus der Stirn, ziehe meinen Pullover aus und wickle ihn um meine Hüften, damit niemand mein Messer sieht. Die Sonne scheint schräg durchs Fenster und meine Kleider kleben an meinem Körper wie eine feuchte zweite Haut. Im Gegensatz zu den Klassenräumen sind die Flure nicht klimatisiert und bald, wenn es Mittag ist, wird es unerträglich heiß sein. Zum Glück bekomme ich vorher eine kleine Atempause an der frischen Luft.

Vorsichtig nähere ich mich der Tür zu Raum 106. Unter den glänzenden Messingziffern ist ein Fensterchen eingelassen, verziert mit weißen Spitzengardinen. Offiziell ist das Fenster zur Zierde da, inoffiziell hilft es mir, meine Arbeit zu machen. Behutsam spähe ich hindurch. Die Lehrerin steht keine drei Meter von mir entfernt vor der Klasse. Sie trägt die gleiche Uniform wie die Schüler, nur ist sie schwarz, während die Kleidung der Schüler das Rot von reifen Äpfeln hat. Mit ihren gestärkten Kragen und den Schleifen über der Brust sehen die Mädchen alle irgendwie gleich aus. Die Jungen haben anstatt der Schleifchen Fliegen um – als wollten sie gleich nach dem Unterricht auf einen Ball gehen.

Die Lehrerin bemerkt mich nicht, ist in irgendeine Erklärung vertieft, die ich hier draußen nicht verstehen kann. Die meisten Schüler starren durch die Gläser ihrer Datenbrillen ins Leere, vermutlich verfolgen die wenigsten den Unterricht.

Bei Patience bin ich mir nicht sicher. Zwar schaut sie die Lehrerin an, aber gleichzeitig zwirbelt sie an ihrem Haar herum, als wäre sie vollkommen in Träumereien versunken. Ich denke an meine eigene Schulzeit zurück. Nicht Zuhören gab es bei uns nicht,

und es gab auch keine Computer, die uns hätten ablenken können. Die Hände gehörten auf die Tischplatte, die Köpfe mussten nach vorn gerichtet sein. Wenn man gegen eine dieser Regeln verstieß, konnte das eine Nacht auf dem Sportplatz bedeuten. Für die ganze Klasse.

Die Pausenklingel schrillt los und hinter den Ziergardenen kommt Bewegung in die Schüler. Sie klappen ihre Bildschirme herunter, einige springen sofort auf. Wie jeden Tag ziehe ich mich zurück und verschwinde in den Nebenraum, der um diese Zeit leer ist. Lautlos schließe ich die Tür und schaue zu, wie Patience' Klassenkameraden einer nach dem anderen auf den Flur stürmen. Sie sind jetzt ein oder zwei Jahre jünger als ich, die Arme und Beine der meisten sehen viel zu lang und schlaksig aus. Ich hatte nie so eine Figur, was vielleicht am Training lag. Während sie altern, irgendwann erwachsen und nicht mehr so jung und kraftvoll sein werden, behalte ich den Körper einer Siebzehnjährigen.

Einer der Schüler, ein pickliger Junge, schaut in meine Richtung und ich ducke mich. Meine Reflexe sind perfekt trainiert. Wenn ich nicht gerade abgelenkt oder aus irgendeinem Grund benommen sein sollte, werde ich immer schneller sein als jeder Lehrer und jeder Schüler auf dem ganzen Internat.

Als ich mich wieder aufrichte, sehe ich Patience und ihre Freundinnen an mir vorbeigehen, die rothaarige Adella und Rhoda, die blond ist wie Patience, ihr Haar aber deutlich kürzer trägt. Die Mädchen stecken die Köpfe zusammen und tuscheln über irgendetwas. Ich kann nur hoffen, dass es Patience keiner der Jungs aus der Klasse angetan hat, denn wenn es soweit sein sollte, werden die Dinge kompliziert. Nein, *unangenehm* trifft es wohl eher.

Auch aus den anderen Klassenräumen links und rechts kommen jetzt Schüler; auf dem Gang werden sie zu einem dichten Strom und ich kann Patience nicht mehr sehen. Ich warte, bis die letzten Nachzügler aus dem Korridor verschwunden sind, dann verlasse ich den leeren Klassenraum und laufe los. Routiniert wende ich mich nach rechts und nehme denselben Schleichweg, der mir seit Jahren dazu dient, Patience nicht länger als nötig aus den Augen zu lassen. Zwar ist sie auf dem Internatsgelände zumindest tagsüber in Sicherheit, doch wie sagt ihr Vater immer so schön? *Das Problem mit der Gefahr ist, dass sie unberechenbar ist.*

Ich sprinte weiter bis zum Abstellraum, in dem die Putzfrauen ihre Sachen aufbewahren. Licht machen muss ich nicht, denn ich bin diesen Weg schon hundert Mal gegangen. Jede Bewegung, jeder Handgriff sitzt. Ich steige über die Eimer und Reinigungsgerätschaften hinweg, stoße die Klappe zum Lüftungsschacht auf. Dann schiebe ich mich mit den Füßen zuerst hinein, drehe mich auf den Bauch und hänge die Klappe wieder in ihre Verankerungen. Rückwärts robbe ich los, bis ich die erste Biegung erreiche. Dort kann ich mich umdrehen und komme nun schneller voran, trotz der stickigen Luft, der Enge und der Dunkelheit um mich herum. Ein paar Spinnweben hängen vor mir von der niedrigen Decke, ich wische sie beiseite. Penibel achte ich darauf, dass meine Schuhe nicht gegen das Metall des schmalen Schachts stoßen. Obwohl ich es eilig habe, muss ich leise sein, denn wenn mich ein Hausmeister oder einer der Lehrer entdecken würde, hätte ich ein ernstes Problem. Ich müsste erklären, was die Tierpflegerin im Lüftungsschacht zu suchen hat und ich fürchte, darauf gäbe es beim besten Willen keine logische Antwort.

Endlich erreiche ich das Ende und klettere aus dem Schacht, achte wieder darauf, dass ich ihn sorgfältig hinter mir verschließe.

Nun bin ich in einem der Speisesäle, die wie immer um diese Zeit noch leer sind. Aus der Küche dringt schon ein schwerer, würziger Geruch, aber meine letzte Mahlzeit ist zu lange her, als dass ich den Duft erkennen könnte. Ich hätte es nie gedacht, doch wenn man nicht essen muss, verlässt einen auch der Appetit. Essen ohne Sinn macht keinen Spaß.

Ich schleiche an der Küchentür vorbei. Sie steht einen Spalt offen, dahinter huschen unzählige Gestalten in weißen Jacken hin und her. Wie immer sind sie zu beschäftigt, um mich zu bemerken. Keine zwei Stunden mehr, dann wollen allein in diesem Raum mehr als tausend Schüler versorgt werden. Das Woodperly-Internat ist die größte Schule in Neu-Oxford, und die teuerste dazu. In den Arbeitersiedlungen gibt es überhaupt keine Schulen, im Niemandsland natürlich auch nicht.

Ich lasse die Küche hinter mir und laufe zu einem der Fenster. Es steht offen. Kurz vor dem Fensterbrett setze ich an und mache einen beherzten Sprung nach draußen, falle gut fünf Meter in die Tiefe und lande auf den Füßen. Um mein eigenes Gewicht abzufangen, gehe ich in die Hocke. Sogleich richte ich mich wieder auf. Ich befinde mich auf der Rückseite von Patience' Schulgebäude, in dem die zehnten Klassen unterrichtet werden, an einer abgelegenen Stelle des riesigen Campus.

Vor mir erstreckt sich der Park, der die prächtigen, schiefergrauen Unterrichtsbauten von den Wohngebäuden trennt. Der Schulhof liegt ein wenig abseits, damit die lernenden Schüler von denen, die gerade Pause haben, nicht gestört werden. Ich sprinte los, nehme die Abkürzung über die Grünflächen, bleibe im Schatten der Bäume. Schon in meiner Ausbildung war ich eine gute Läuferin. Wenn ich renne, habe ich das Gefühl, dass meine Beine wie zwei Roboter sind, die sich ganz von selbst unter mir

bewegen. Manchmal fühlt es sich an, als würde ich zwischen zwei Schritten gar nicht den Boden berühren. Der Wind zerzaust mein Haar und ich spüre keine Anstrengung, obwohl es bis zum Schulhof und damit auch zum Stall ein ganzes Stück ist. Schließlich bin ich da, eile durch die Hintertür ins Innere des Stalls. Die Pferde in ihren Boxen schrecken auf, als ich in ihrer Mitte langsam zum Stehen komme. Alle Welt wird denken, ich wäre die ganze Zeit hier gewesen. Seelenruhig gehe ich zum vorderen Tor und öffne es. Meine Hündin Mali erhebt sich von ihrer Decke im Heu, streckt ihren kräftigen Körper und folgt mir. Warmes Tageslicht fällt in den Stall und Staubflocken tanzen in der Sonne. Es ist ein schöner Tag heute. Ein paar der Pferde wiehern leise und scharren mit den Hufen.

»Gleich dürft ihr auf die Koppel«, beruhige ich sie, dann trete ich nach draußen. In der Ferne erreichen die ersten Schüler den Pausenhof, tobende Fünft- oder Sechstklässler. Mit Mali dicht an meiner Seite überquere ich die Koppel und bleibe am Zaun stehen, bis ich Patience entdecke. Zwischen Adella und Rhoda tritt sie aus den Schatten der Gebäude. Zufrieden tätschle ich Mali den Kopf und lasse sie am Zaun zurück. Dann gehe ich langsam zurück zum Stall, um die Pferde nach draußen zu bringen, die einige der Schülerinnen von ihren Eltern geschenkt bekommen haben. Das ist mein Glück, denn wenn es die Stelle als Tierpflegerin nicht gegeben hätte, hätte ich mich als Lehrerin bewerben müssen, und dafür bin ich nicht nur zu jung, sondern leider auch völlig ungeeignet. Zu dickköpfig, haben meine eigenen Lehrer immer gesagt. Niemand, der anderen ein Vorbild sein kann.

Ich öffne die Box von Hazel, einer Stute, die mich nicht wirklich leiden kann. Sie scheint allerdings niemanden so richtig zu mögen, auch nicht das Mädchen aus der Achten, dem sie gehört. Die Stute

schraubt und dreht mir den mächtigen Hintern zu.

»Ruhig«, sage ich und lege ihr die Hand auf den Rücken. Die Stute dreht sich um, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, und stolziert nach draußen.

»Also gut, du stures Vieh«, sage ich und will mich gerade der nächsten Box widmen, als auf einmal Patience' Stimme über die Koppel schallt.

Ich laufe nach draußen. Es ist alles in Ordnung, sie steht am Zaun und schaut mir entgegen. Rhoda und Adella warten abseits und tuscheln wieder. Sie sind typische sechzehnjährige Gören, zumindest glaube ich das. Obwohl ich kaum älter bin als sie, kann ich mich nicht in sie hineinversetzen.

»Pferdemädchen«, ruft Patience erneut und winkt mich zu sich heran. So nennen mich alle Schüler, ich störe mich nicht weiter daran.

»Ich wollte nur fragen, wie es Yvore geht«, fragt Patience, als ich bei ihr angekommen bin. Laut genug, dass ihre Freundinnen es hören können.

Adella verdreht übertrieben die Augen. »Lass das blöde Pferd doch«, ruft sie, aber Patience ignoriert sie.

»Komm rein und sieh nach ihm. Er freut sich sicher.« Ich öffne ihr das Gatter.

Yvore ist ein Hengst, der kränkelt, seit ich ihn kenne. Er versteht sich nicht mit den anderen Pferden und versteckt sich meist in seiner Box. Außerdem ist er unser Codewort – wann immer Patience während der Schulzeit irgendetwas von mir will, geht es offiziell um Yvore. Unter dem Protest ihrer Freundinnen und Adellas Hinweis, dass sie ihre Pause nicht so vergeuden sollte, folgt Patience mir und Mali in den Stall. Ich lasse das Tor offen, alles andere wäre auffällig. Kaum eingetreten, dreht sich Patience zu

mir um.

»Worum geht es?« Ich lehne mich gegen Hazels leere Box und sehe sie an.

»Adella und Rhoda wollen heute Abend in die Stadt«, beginnt Patience vorsichtig.

»Aha«, sage ich. Ich weiß, worauf sie hinaus will.

»Am Piccadilly Circus wird es eine *Damnatio* geben. Die beiden dürfen zusehen und ich würde gerne mitfahren.«

Gut, damit habe ich nicht gerechnet. Ein einziges Mal war ich während einer *Damnatio* am Piccadilly Circus, dem riesigen, gemauerten Platz in der Mitte der Stadt. Auf den Leinwänden habe ich die Gesichter der Delinquenten gesehen. Einmal und nie wieder, das habe ich mir geschworen. Überrascht schaue ich Patience an. Sie hat ein Pokerface aufgesetzt.

»Das willst du dir angucken?«, frage ich.

Patience sagt weder ja noch nein. »Alle tun es«, rechtfertigt sie sich.

»Du nicht«, antworte ich und wende mich der nächsten Box zu. Bis Mittag müssen alle Pferde draußen sein und einige von ihnen bocken nur zu gern, auch wenn sie genau wissen, dass es auf der Koppel Futter gibt.

»Bitte, Jo.« Patience folgt mir. »Es ist doch nur ein Abend. Und Rhodas Dad wird sogar auf uns aufpassen.«

»Er kann auf deine Freundinnen aufpassen, damit hat er genug zu tun.« Ich führe einen braunen Wallach auf den Mittelgang, aber weiter komme ich nicht, denn Patience steht uns im Weg. »Ich habe Nein gesagt. Und jetzt geh bitte raus, bevor jemand nach dir suchen kommt.«

Patience sieht mich flehentlich an. »Überleg es dir. Es geht mir doch gar nicht um die Hinrichtung. Ich will nur einen einzigen

Abend erleben, der nicht so -«

»Sicher ist?«, frage ich sie.

Patience senkt den Blick und fährt dem Wallach mit den Fingern durch die Mähne. »Das ist dann wohl ein endgültiges Nein«, stellt sie ein bisschen bedauernd, ein bisschen beleidigt fest.

»Genau«, sage ich, denn ich kann es mir nicht leisten, meine Meinung zu ändern.

KAPITEL 2

Ich starre aus dem Fenster in die Dunkelheit. In der Fensterscheibe begegne ich der Spiegelung meiner ernsten blauen Augen. Unter mir winden sich die Pfade des Internatparks. Sie sind mit kleinen Lampions beleuchtet und doch so tückisch, so gefährlich. Ich kenne jeden Meter der Grünanlage, jede Trauerweide, jede Esche und Erle. Ich kenne die Verstecke, die es dort unten gibt, die dunklen Nischen, die gerade einmal groß genug für einen Menschen sind.

Neben mir hebt Mali den Kopf und beginnt, leise zu knurren. Schon den ganzen Nachmittag über hat sie sich so seltsam verhalten und mich nervös gemacht. Ich streichle ihr den Kopf und werfe einen Blick zu der Verbindungstür zwischen meinem und Patience' Zimmer. Dass die Tierpflegerin gleich neben einem der reichsten Kinder der Schule wohnen darf, hat ihr Vater eingefädelt. Seine Tochter sei nachts nicht gern allein, ihre Freundinnen sollten davon aber nichts wissen, da sie sich sonst nur lustig machen würden. Ich werde dafür, dass ich nachts für sie bereitstehe, von der Schule zusätzlich bezahlt. Was für eine Ironie.

Normalerweise liegt Mali immer auf der Schwelle zu Patience' Schlafraum und lauscht auf jedes verräterische Geräusch. Doch heute hat es ihr das Fenster angetan. Nein, wohl vielmehr der dahinter liegende Park.

Ich reiße mich von der nächtlichen Schwärze los und lege Mali ihr Halsband um. Auch wenn es mir nicht behagt, Patience allein zurück zu lassen, muss ich mich vergewissern, dass auf dem Grundstück keine Gefahr lauert. So leise ich kann, öffne ich die Tür zu ihrem Schlafzimmer und spähe hinein. Patience liegt auf dem

Rücken, das Haar fällt ihr in goldenen Wellen über die Schultern und ihre Wangen haben einen rosigen Ton angenommen. Optisch bin ich das genaue Gegenteil von ihr – mein Gesicht ist stets blass, meine Lippen sind voller als ihre, dafür nicht so fein geschwungen. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass ich ein so friedliches Bild abgebe, wenn ich mal schlafe. Ich muss lächeln. Patience ist so unbedarft. Und so soll es auch bleiben. Ich schliesse die Tür wieder, verriegle sie. Mali knurrt noch immer. Es ist ein tiefes, drohendes Grollen, das mir einen Schauer über den Rücken jagt.

»Komm«, flüsterte ich und Mali ist mit einem Satz an meiner Seite.

Die kühle Luft beruhigt meine Nerven ein wenig. Eine Gänsehaut überzieht meinen Körper, die nackte Haut meiner Arme fühlt sich klamm an. Der Himmel ist sternenklar und ich kann in der Ferne die gläsernen Türme des Industriebezirks sehen. Wie ein Wahrzeichen ragen sie empor, an der Stadtgrenze, kurz bevor das Niemandsland beginnt. Ich muss den Blick abwenden, denn ich will nicht an früher erinnert werden. An meine Zeit in der Wächterschule, in den fensterlosen Trainingshallen.

Mali läuft mir ein paar Schritte voraus, sie hat die Ohren aufgestellt, aber sie knurrt nicht mehr. Immerhin. Vielleicht habe ich Glück und sie hat grundlos angeschlagen.

Immer wieder drehe ich mich um und sehe zurück zum Hauptportal. Das ganze Gebäude liegt still und friedlich da. Die Mädchen und Jungen schlummern hinter den dicken, mit Zinnen und Türmchen verzierten Mauern und träumen. Ein Luxus, der mir meistens verwehrt bleibt. Ich muss nicht schlafen, also tue ich es auch nicht. Mein Körper braucht nur dann Zeit, sich zu regenerieren, wenn ich verletzt werde. Ansonsten bin ich stets

wach – stets *wachsam*.

Ich spaziere mit Mali die Pfade entlang und sehe den Motten dabei zu, wie sie sich um die bunten Lampions scharen. Irgendwo im Unterholz höre ich Frösche quaken, laut und fordernd. Ansonsten ist alles ruhig, keine Füchse oder Marder huschen durchs Gehölz, kein Käuzchen ruft oder flattert aufgeregt davon. Innerhalb der Stadtgrenzen gibt es außer den Haus- und Nutztieren nur die Spezies, die sich durch die Lücken im Zaun quetschen können; alle anderen wurden vor langer Zeit ausgesperrt. Der Elektrozaun, der die Stadt bisher vom Niemandsland abschirmte, wird nun durch eine hohe Mauer ersetzt – bald werden es also nur noch Vögel nach London schaffen. Die meisten Tiere kenne ich durch meine Ausbildung. Man weiß schließlich nie, ob man die Sicherheit der Stadt irgendwann einmal verlassen muss und von wem oder was man dann angegriffen wird.

Ich beschließe, meine Runde bis zum Haupttor zu machen, das in eine Mauer eingelassen ist und das Internatsgebäude vom Rest der Stadt trennt, dann werde ich wieder reingehen. Morgen will ich noch einmal mit Patience reden. Seit einiger Zeit ist es gar nicht mehr so einfach, mit ihr zurecht zu kommen. Damals, als ich bereits siebzehn und sie noch ein Kleinkind war, hatten wir keine Probleme. Und auch später, als sie zehn oder elf und ich immer noch älter war, hat sie auf mich gehört. Doch jetzt, wo uns nur noch ein Jahr trennt, fängt sie an, die Dinge zu hinterfragen und ich spüre, dass ihr dieser goldene Käfig zu eng wird.

In Gedanken versunken trotte ich weiter. Geradewegs auf einen schmalen Weg zu, der in völliger Schwärze liegt. Ich runzle die Stirn, als Mali wieder mit ihrem kehligen Grollen beginnt. In diesem Teil des Parks sind alle Lampions ausgepustet worden.

Kleine Rauchschwaden kringeln sich in die Luft.

Es dauert einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben und ich etwas schneller gehen kann. Ich lege meine Hand auf das Messer, das ich immer bei mir trage und schleiche weiter. Gerne hätte ich eine effektivere Waffe, doch Pistolen gibt es bei uns nicht mehr seit dem weltweiten Aufstand der Arbeiter vor dreißig Jahren. Seitdem sind die meisten Waffen verboten, doch es gibt immer wieder Menschen und Häscher, die trotzdem an welche herankommen. Ich muss mit einem einfachen Messer vorliebnehmen und selbst *das* habe ich mir hart erkämpfen müssen.

Schritt für Schritt gehe ich weiter. Die Büsche werden dichter, der Pfad wird schmaler. Hinter einer Ansammlung hoher Schilfhalme befindet sich ein Teich mit riesigen Seerosenblättern darauf. Dahinter stehen einige Bänke, an den Bäumen hängen Schaukeln, die sich sanft im Wind bewegen. Auf einer dieser Gartenschaukeln sitzt eine Gestalt mit langem Haar. Sie hat den Kopf von mir abgewandt, zu ihren Füßen liegt ein kräftiger, grauer Hund.

»Mali«, zische ich, aber zu spät. Meine Hündin ist bereits über die Teichbrücke gewetzt und kläfft den anderen Hund an. Dieser ist aufgestanden, hat die Lefzen gehoben und lenkt mich für einen Augenblick ab.

Gerade noch rechtzeitig sehe ich den Pfeil auf mich zuschießen und werfe mich auf den Boden, bevor er hinter mir in den Stamm eines Baumes saust. Holz splittert und rieselt auf mich herunter. Ich krieche schnell ein Stück vorwärts und verstecke mich zwischen den Sträuchern. Auf der anderen Seite des Teiches höre ich Mali bellen, dann ein Winseln. Ich kann meine Hündin nicht sehen. Dafür sehe ich *sie*.

Die Gestalt auf der Schaukel ist eine Frau. Ihre Haut ist unnatürlich weiß, sie trägt eine tiefschwarze Sonnenbrille. Eine *Cupid*, das erkenne ich sofort. Lässig hat sie einen Fuß auf die Sitzfläche gestellt, auf ihrem Knie ruht eine Armbrust, mit der sie in meine Richtung zielt. Doch sie scheint mich in meinem Versteck nicht sehen zu können. Wenn sie ihre Waffe abfeuert, wird sie mich um einen guten Meter verfehlen. Wieder ein Winseln von der anderen Seite. Keine Zeit nachzudenken.

Ich betrachte das Messer in meiner Hand, dann klemme ich es in meinen Gürtel. Auf diese Entfernung ist es nutzlos. Ich wurde für den Nahkampf ausgebildet, doch meine Gegnerin ist feige. Die Cupids lassen es nur ungern auf direkte Konfrontationen ankommen. Sie nutzen Waffen, die auf größere Distanz wirksam sind: Armbrüste, Pfeil und Bogen, manchmal auch Speere. Soweit ich weiß, bauen sie sich alle Waffen selbst, nach uralten Plänen, in einer illegalen Schmiede, deren genauen Standort niemand kennt. Ohnehin gibt es niemanden in der Stadt, der es wagen würde, die seltsamen, weißen Kinderhäscher zu entwaffnen. Also haben sie eine Art Narrenfreiheit, die den Londonern allzu oft zum Verhängnis wird.

Meine Finger tasten über den feuchten Boden und finden einen Stein. Leise richte ich mich auf. Die Cupid ist ebenfalls aufgestanden und schnüffelt in meine Richtung. Sicher hat sie meine Witterung schon aufgenommen. Ich hole aus und werfe den Stein in eine Hecke ein paar Meter neben mir.

Die Cupid fährt herum und feuert einen Pfeil in das Eibengebüsch. Ich sprinte los und haste auf die Brücke. Irgendwie muss ich auf die andere Seite gelangen, wenn ich sie aufhalten will. Wieder saust ein Pfeil durch die Luft, diesmal direkt auf mich zu. Im letzten Moment werfe ich mich nach links und springe in

den Teich. Kaltes Wasser schwappt in meinen Mund, es schmeckt nach Eisen. Ich halte die Luft an und lasse mich ein Stück nach unten sinken. Es dauert nicht lange, dann sehe ich den Umriss der Cupid am Ufer. Noch habe ich Luft, also warte ich. Die Frau kommt näher und meine Lungen fangen an zu brennen. Noch ein paar Sekunden, dann ... Ich schnelle an die Oberfläche und greife nach ihrem Fuß, zerre sie zu mir in den Teich.

Die Cupid schreit und rudert haltlos mit den Armen, dann plumpst sie neben mir ins Wasser. Ich entreiße ihr die Armbrust und werfe sie auf die Wiese. Dann gestatte ich mir einen kurzen Blick zu Mali herüber. Sie hat den grauen Rüden zu Boden gerungen, er winselt leise. Ich wende mich ab und verpasse der Cupid einen Fausthieb. Ich fühle einen Widerstand, doch ich kann nicht erkennen, wo ich sie treffe. Wassertropfen spritzen mir ins Gesicht, dann spüre ich einen scharfen Schmerz in meiner Leiste. Ich blende das Gefühl aus und drücke meine Angreiferin nach unten. Sie japst und geht gluckernd unter. Ihre Hände krallen sich in meine Arme, drücken zu, aber ich lasse nicht los.

Ihre Gegenwehr lässt nach und als ich mir sicher bin, dass ich die Cupid erledigt habe, lockere ich meinen Griff. Gerade, als ich aus dem Wasser steigen will, höre ich schnelle Schritte im Unterholz, dann sehe ich zwei Gestalten vorbei eilen. Auch ihre Haut glänzt aschfahl im Mondlicht, ihre Augen sind hinter dunklem Glas verborgen.

»Nein!«, schreie ich und stemme mich aus dem Wasser. Ich schnappe mir die Armbrust und nehme einen festen Stand ein. Aus meiner Ausbildung weiß ich, wie man mit diesem Monstrum umgeht. Ich ziele, dann schieße ich kurz entschlossen. Mein Pfeil trifft einen der Cupids und lässt ihn zu Boden gehen. Der andere verlangsamt seine Schritte, dreht sich um und stürmt mit einem

wütenden Knurren auf mich zu. Im gleichen Augenblick greift eine Hand aus dem Teich, umfasst mein Fußgelenk und zerrt an mir. Ich trete nach der Häscherin, aber ihr Griff ist erbarmungslos und bringt mich zu Fall.

Der andere Cupid ist nun über mir und richtet die glänzende Spitze eines Pfeils direkt auf meine Stirn, während ich auf dem Boden kauere. Ich wage es nicht, mich zu bewegen. Die Cupidfrau klettert indes aus dem Teich und entwaffnet mich. Sie nimmt mir nicht nur die Armbrust, sondern auch mein Messer ab und wirft es achtlos ins Gebüsch.

»Damit kommt ihr nicht durch«, sage ich. Meine Stimme zittert vor Wut und Anstrengung.

»Und wer will uns daran hindern?« Der Cupid lacht schnarrend. »Du etwa?«

Er versetzt mir einen Tritt gegen die Schulter, doch ich gönne ihm nicht die Genugtuung, dass ich vor Schmerz aufstöhne. Ich beiße die Zähne zusammen und starre zu ihm hoch, denke fieberhaft nach, wie ich aus dieser Situation wieder herauskomme. Ich kann nur hoffen, dass sie es noch nicht zu Patience geschafft haben.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, fragt mich die Frau plötzlich: »Wo ist die Kleine? In welchem Zimmer hält sich dein Schäfchen versteckt?« Dicke Tropfen fallen aus ihrem Haar und haben bereits eine Lache im Gras hinterlassen.

»Wer seid ihr?« Eine bessere Frage fällt mir nicht ein, um Zeit zu schinden.

Der Cupid lacht wieder. »Du weißt, wer wir sind, wir wissen, wer du bist und wir alle sind uns im Klaren darüber, was wir hier wollen. Oder besser gesagt, *wen*.«

»Ihr miesen -«, beginne ich, aber die Cupid lässt mich nicht

ausreden.

Sie stürzt sich auf mich und ich spüre ihre Faustschläge auf mich einprasseln. »Deine Töle hat meinen Hund totgebissen!«

Ich atme erleichtert auf, weil Mali es geschafft hat. Dann wehre ich die Schläge meiner Angreiferin ab und versuche, mich unter ihr fort zu winden, doch sie hockt auf meiner Brust wie eine fette Kröte.

»Ich suche die Kleine«, sagt der Cupid. Seine Stimme klingt gelangweilt, scheinbar hat er schon das Interesse an mir verloren. »Du kommst hier klar?«

»Ja, Slade.«

Für einen Moment ist die Frau abgelenkt. Ich schubse sie von mir herunter und springe auf, nur um gleich wieder auf Slades Pfeilspitze zu blicken. »Hier geblieben.«

Das darf doch nicht wahr sein! Ich frage mich, seit wann die Cupids so organisiert sind, so zäh und fokussiert. Ich hebe beide Hände, als wolle ich mich ergeben, dann lasse ich meine Faust nach vorne und gegen seinen Hals schnellen.

Slade taumelt und ich ziehe meine Ersatzwaffe, eine geschliffene Scherbe, aus dem Stiefel. Ich verletze den Häscher am Oberarm, dann geht auf einmal alles ganz schnell.

Zwei Pfeile zischen durch die Nacht und ich fahre herum. Die Cupidfrau ist leblos zu Boden gegangen. Hinter ihr steht ein Junge, der mir bekannt vorkommt, den ich aber in dem Moment nicht einordnen kann. Er hat sich den Pfeil und Bogen des Cupids geschnappt, den ich als Erstes erledigt habe. Neben ihm hockt Mali.

»Pass auf!«, ruft er mir zu und ich ducke mich instinktiv weg.

Slade, dessen Versuch, mich mit der Armbrust niederzuschlagen, schiefgegangen ist, brüllt wütend auf, macht kehrt und verschwindet in den Sträuchern.

Der Junge setzt ihm noch ein paar Meter nach, dann bleibt er kopfschüttelnd stehen.

»Er ist weg. Diese Viecher überwinden die Mauer, als wäre sie überhaupt nicht da.« Er wendet sich mir zu und mustert mich von oben bis unten. Ich tue es ihm gleich. Er trägt die unauffällige Kleidung, die für die Bediensteten des Internats üblich ist: eine schwarze Hose und ein einfaches, nachtblaues Hemd, das ihn in der Dunkelheit perfekt tarnt. Die Ärmel sind hochgeschoben und entblößen seine drahtigen, sonnengebräunten Unterarme. Sein Haar ist dunkelblond und sieht aus, als hätte er seinen Kamm genau so zum Teufel gejagt wie den Cupid mit der Armbrust. Unter zerzausten Strähnen funkeln mir blaue Augen entgegen, in denen es nach dem gewonnenen Kampf fast vergnügt blitzt.

Ich halte die Glasscherbe noch immer fest, diesmal richte ich sie auf meinen mysteriösen Retter. »Wer bist du?«, frage ich scharf.

»Hey, nicht doch.« Er lässt Pfeil und Bogen sinken, dann lächelt er. »Ich bin Cy. Du ... hast mich vielleicht schon mal gesehen?«

Das habe ich in der Tat, aber ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, wann und wo. »Was suchst du hier?«

»Es sah für mich aus, als könntest du Hilfe gebrauchen.« Er schiebt sich eine Strähne aus der Stirn. »Aber wahrscheinlich habe ich mich geirrt und du kamst bestens zurecht, richtig?«

Ich ignoriere seinen Spott und stecke die Scherbe zurück in meinen Stiefel. Das Leder ist nass und steif. Um meine Nerven zu beruhigen, kraule ich Mali das Fell. »Du bist ein Wächter«, murmle ich, kann meinen eigenen Worten aber keinen Glauben schenken.

»Verwundert?«

»Nein«, lüge ich und mustere den Jungen genauer. Ich schätze ihn auf achtzehn oder neunzehn. Anders als die Schüler und Lehrer des Internats ist er absolut durchtrainiert. »Du bist aber

nicht auch wegen Patience hier, oder?« Ich versuche, meine Frage gleichgültig klingen zu lassen.

»Doch, da muss ich dich leider enttäuschen.« Cy macht sich daran, die Hosentaschen der Cupids abzusuchen. »Das gehört dir.«

Ich stecke mein Messer mechanisch zurück an seinen Platz. Ich kann nicht glauben, was ich da gehört habe. Patience soll zwei Wächter haben? Das ist unmöglich. Warum wusste ich davon nichts?

»Beweis es«, fordere ich. Wenn Cy wirklich der ist, für den er sich ausgibt, dann weiß er, was ich meine.

Er richtet sich auf und grinst. »Du zuerst.«

»Ich denke gar nicht daran!«

Cy seufzt übertrieben, dann knöpft er sein Hemd auf und entblößt seinen muskulösen Oberkörper. Über seiner linken Brust prangt das Brandzeichen. Ein stilisiertes W für *Watcher* – Wächter. »Jetzt du.«

Ich zerre am Ausschnitt meines Oberteils und präsentiere ihm auch meine Brandmarke. Seine ist blasser, also ist er vermutlich älter als ich. Länger im Dienst.

»Also, Partner, wie geht's weiter?«, fragt Cy und wendet sich wieder den Cupids zu.

»Wir sind keine Partner.« Ich wringe mein Haar aus und schaue mich nach meiner Hündin um. »Schaff die Leichen und die Waffen weg. Ich gehe wieder zu Patience. Du bleibst hier draußen!«

Hinter mir höre ich, wie Cy ungläubig lacht. »Bleibe ich doch immer!«

Im Gegensatz zu mir scheint er kein bisschen verwundert über die Existenz einer weiteren Wächterin für Patience zu sein. Ich ignoriere ihn und pfeife Mali zu mir. Seite an Seite eilen wir zurück zum Hauptgebäude.

Meine Hündin ist der einzige Partner, den ich brauche. Ich hoffe, dass dieser Cy das einsehen wird.

KAPITEL 3

Über mir tanzen grelle Lichter, geheimnisvolle Musik erfüllt die Luft. Ich befinde mich auf einer Art Balkon und schaue mir das Treiben unter mir und rings um mich herum an. Das Polster, auf dem ich sitze, fühlt sich samtig und warm an. Ich war noch nie in einem Zirkus. Zumindest nicht, soweit ich mich erinnern kann. Der ganze Trubel beeindruckt mich, vor Staunen bekomme ich den Mund nicht mehr zu. Ein schillernder Akrobat fliegt an mir vorbei, dann fängt er seine Partnerin auf und beide gleiten zusammen über das Publikum. Patience lacht neben mir. *Sie* war schon dutzende Male zuvor hier und ist weit weniger erstaunt als ich es bin.

»Hey, wach auf.« Jemand rüttelt an meiner Schulter und holt mich aus meinen bunten Träumen. »Jollette!«

Unwillig drehe ich mich auf die Seite und kneife die Augen zusammen. Ich will weiter schlafen, nur noch ein paar Minuten, bevor ich in die Realität zurückkehren muss.

»Jollette, wach schon auf!«

Jetzt dringt auch noch Malis Gekläffe an mein Ohr. Ich bin versucht, mir die Decke über den Kopf zu ziehen, aber jemand hält sie fest.

»Jo!«

Widerwillig öffne ich die Augen und blicke direkt in Cys Gesicht. Seine Züge sind vor Sorge verzerrt.

Sekundenlang starre ich ihn an, dann setze ich mich schnell auf und rutsche ein Stück von ihm weg. »Was machst du in meinem Zimmer?« Obwohl ich nichts Verkehrtes getan habe, fühle ich mich ertappt. Obwohl ich angezogen bin, komme ich mir entblößt

vor. Er hat hier nichts zu suchen.

»Wie kannst du in aller Seelenruhe schlafen?«, fragt er mich ungläubig, ohne auf meine eigene Frage einzugehen.

»Das geht dich überhaupt nichts an, und jetzt raus!« Vermutlich hätte ich mir an seiner Stelle dieselbe Frage gestellt. Ich habe jedoch keine Lust, ihm zu erklären, wieso ich mir den seltenen Luxus gönnen konnte. Meine Wut auf ihn ist seit gestern Abend kein bisschen verflogen und es wäre mir sehr recht, wenn er einfach verschwinden würde. Doch er macht keine Anstalten dazu und deshalb versuche ich, ihn zu ignorieren. Lehne mich an das Kopfteil meines Bettes, schließe die Augen und rufe mir die Artisten ins Gedächtnis, den Geruch nach gebrannten Mandeln und die leiernde, surreale Musik.

»Du hast eine Aufgabe, schon vergessen? Du kannst nicht einfach schlafen und –«

»Cy, Ruhe jetzt.« So langsam geht er mir wirklich auf die Nerven.

»Ich kann mich nicht beruhigen! Patience ist weg! Wir haben versagt. Sie ist ...« Hilflos deutet er hinter sich auf die offene Verbindungstür zwischen ihrem und meinem Zimmer. »Sie ist vorhin nicht zum Unterricht gegangen und –«

»Ssht.«

Cys Gebrabbel bricht ab. Ich öffne die Augen und begegne seinem unruhig flackernden Blick.

Seufzend richte ich mich auf und versuche, meine wirren Haarsträhnen zu ordnen. Als dies nicht gelingt, binde ich sie zu einem Zopf, während ich noch ein bisschen Cys Unwissenheit genieße. »Ich weiß. Ich habe sie weggeschickt.«

»Du hast was?« Er blickt mich so entgeistert an, als hätte ich ihm erzählt, dass ich Patience den Cupids als hübsch verpacktes

Geschenk überreicht habe.

Ich schwinge die Beine aus dem Bett, hocke mich zu Mali und schaue, ob sie in Ordnung ist. »Na, mein Mädchen.« Routiniert untersuche ich die Bisswunde, die ihr der graue Rüde zugefügt hat. Noch gestern Nacht habe ich sie versorgt, nun sieht sie schon viel besser aus. Mali ist ein willensstarkes und widerstandsfähiges Tier. Ich bin stolz auf meine stille Begleiterin. Auch die Wunde, die mir die Cupid im Teich verpasst hat, ist nach den paar Stunden Ruhe nichts weiter mehr als ein Kratzer. Der Stoff meiner Hose scheuert ein wenig an meiner lädierten Leiste, doch ansonsten geht es mir gut. Ich bin noch einmal heil aus der Sache herausgekommen. Dank Cy, auch wenn ich das ihm gegenüber sicher nicht zugeben werde.

»Jo!« Er packt mich an den Schultern und dreht mich zu sich herum. Ich stehe auf, blicke ihn herausfordernd an. In seinen Augen blitzt kein gutmütiger Spott mehr, stattdessen sind sie vor Sorge um ein paar Nuancen dunkler geworden. Sein Griff ist fest und ich muss mich zurückhalten, ihn nicht fortzustoßen.

»Was?«, fauche ich.

»Hast du den Verstand verloren? Wo. Ist. Patience?« Die letzten drei Worte betont er einzeln, als würde er mit einer begriffsstutzigen Irren reden.

»Ich habe sie nach dem Angriff letzte Nacht dem Zirkus mitgegeben. Für viel Geld.«

»Du hast sie verkauft?« Cy lässt von mir ab und tigert durchs Zimmer. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

Ich muss mir ein Lachen verkneifen und frage mich ernsthaft, was er von mir denkt. Wahrscheinlich hat er es nicht verdient, dass ich ihn so lange zappeln lasse, also erlöse ich ihn endlich. »Ich habe für sie bezahlt. Im Internat ist es zu gefährlich. Zumindest im

Moment.«

Cy sieht mich an, dann lässt er sich auf meine Bettkante sinken. Eigentlich passt es mir nicht, dass er sich so ungefragt in meinem privaten Bereich breit macht, doch ich reiße mich für den Moment zusammen. Ich setze mich neben ihn und Mali legt sich zu unseren Füßen auf den Holzboden. Jetzt fühle ich mich doch, als wäre ich ihm eine Erklärung schuldig. »Die Cupids halten sich eigentlich vom Internat fern. Und wenn man sie angreift, versuchen sie meist, zu fliehen.«

»Ich weiß.«

»Aber diese drei waren richtig hartnäckig.« Ich schildere ihm, was passiert ist, dann erkläre ich ihm mein weiteres Vorgehen. »So, wie sie sich verhalten haben, ist es klar, dass sie zurückkommen werden, darum war Patience hier nicht mehr sicher.« Ich schaue zu ihm herüber. »Bis gestern Abend war doch der Zirkus in der Stadt.«

Ein stummes Nicken.

»Sie haben noch letzte Nacht ihre Zelte abgebrochen und London heute in aller Frühe in Richtung Lissabon verlassen. Ich habe ihnen Patience mitgegeben. Es war ihre einzige Chance, die Grenze zu überwinden.«

Es stimmt. Als Sechzehnjährige hat Patience keine Reiseerlaubnis, sie darf London nicht verlassen. Weder zu Fuß noch mit dem Flugzeug oder dem Zug. Es sei denn, einer ihrer Elternteile wäre an ihrer Seite. Doch ihre Mutter ist vor langer Zeit verstorben und ihr Vater hat sich nie wirklich mit seiner Tochter befassen wollen. Er hat eine Firma, eine der größten in der Industrie. Ich weiß nicht, womit er sein Geld verdient, aber das muss mich auch nicht interessieren. Er ist ein vielbeschäftigter Mann, lässt sich nur selten im Internat blicken und noch seltener

gelingt es mir oder Patience, ihn zu kontaktieren, wenn er es nicht will. Der Zirkus war also die einzige Möglichkeit, meinen Schützling kurzfristig aus der Stadt zu kriegen.

»Wir werden die Cupids auf eine falsche Fährte führen und dann reise ich ihr nach Lissabon hinterher.«

»Nicht nur du.«

Ich stöhne auf. Wenn Cy ihr einziger Watcher wäre, dann wäre Patience verloren. Er hat noch nicht einmal bemerkt, dass ich noch gestern Nacht ihre Sachen gepackt und sie in den frühen Morgenstunden zum Bahnhof gebracht habe. Ich versuche, den Gedanken an sie zu verdrängen. An ihren Blick, als sie sich in dem bepinselten Zirkuswagon aufs feuchte Stroh sinken ließ.

»Sehen wir uns wieder?«, hat sie mich gefragt.

Ich hoffe, dass ich sie beruhigen konnte, hoffe, dass sie heil ankommt und dass sie gut behandelt wird.

»Mit dem nächsten Angriff der Cupids ist erst wieder heute bei Dämmerung zu rechnen«, erkläre ich Cy, auch wenn er das vermutlich weiß. »So lange haben wir Zeit, einen Plan vorzubereiten.«

Cy schweigt nachdenklich. Erst jetzt fällt mir auf, dass er sich umgezogen hat. Ein schwarzes Oberteil, Ledermanschetten, um die Arme zu schützen, eine schnallenbesetzte Hose und Stiefel, die meinen gleichen. Alles wirkt ein wenig abgetragen, doch wenn man nicht genau hinsieht, könnte man ihn für einen Industriellen mit einem Faible für martialische Kleidung halten – oder eben für einen Watcher.

Irgendwann steht er auf und tritt ans Fenster. Draußen liegt der Park im Nebel, die Morgensonne schafft es nicht die Wolkenschicht zu durchbrechen. Es sieht nach Regen aus. Dunkelheit zieht von Osten her auf. Die Richtung, in die Patience

unterwegs ist. Ich frage mich, ob sie bereits in Frankreich angekommen ist, ob sie Paris passiert hat und schon auf dem Weg nach Portugal ist.

»Also gut. Was jetzt?«, fragt Cy schließlich.

»Jetzt planen wir.« Ich schlüpfe in meine Stiefel, die noch immer feucht vom Teichwasser sind. Ein unangenehmes Gefühl, doch ein anderes brauchbares Paar habe ich nicht. »Du hilfst mir und danach hältst du dich raus, verstanden?«

»Ich wüsste nicht, wieso.«

»Ich habe sie großgezogen. Ich war ihr Kindermädchen und jetzt ist sie wie eine Schwester für mich.«

Cy hebt die Hände. »Keine Sorge, ich will gar nicht ihre Schwester sein.«

Ich suche nach den richtigen Worten. Irgendwie muss ich ihm doch verständlich machen können, dass er in Patience' Leben nichts zu suchen hat. Schlimm genug, dass ihr Vater mir so wenig traut, dass er einen zweiten Wächter auf sie angesetzt hat. Dass Cy sich auch noch dauerhaft einmischen will, geht eindeutig zu weit. »Du ... du würdest nur alles durcheinander bringen. Das gestern Abend war ein Ausrutscher. Ich war überrumpelt, weil sie so hartnäckig waren. Wir beide kommen eigentlich gut zurecht.«

»Jo«, seufzt Cy und wendet sich mir zu.

Zum ersten Mal frage ich mich, woher er eigentlich meinen Namen kennt.

Er sieht mir direkt in die Augen. Erst jetzt nehme ich ihn richtig wahr. Sein Haar ist zerzaust wie letzte Nacht, ein sorgenvoller Zug lässt ihn ernster und älter wirken. Fast tut er mir leid. Aber nur fast. Abwehrend verschränke ich die Arme vor der Brust. Er tritt näher, streckt die Hand nach mir aus, berührt mich dann aber doch nicht. Immer noch schaut er mich an und es scheint, als

bereiteten ihm die nächsten Worte unendliche Mühe. »Ich weiß das alles. Ich war schon immer da, draußen im Park. Du hast mich nur noch nie bemerkt.«

KAPITEL 4

Ich lasse Mali zwischen Cy und mir laufen wie eine lebendige Mauer. Eine Leine braucht sie nicht. Sie würde sich nie von irgendwem oder irgendetwas ablenken lassen, nicht einmal von dem verführerischsten Duft aus dem teuersten Restaurant der Stadt. Hier, in Highworth, gibt es ohnehin keine verführerischen Gerüche. Über allem liegt ein chemischer Film, der von der Industrie herüberzieht, den Nachthimmel grau färbt und die Ausdünstungen der vielen Millionen Menschen, die hier hausen, notdürftig überdeckt.

Immer wieder ertappe ich Cy dabei, wie er zu mir herüber blickt und den Mund öffnet, um ein Gespräch zu beginnen, es dann aber doch lässt. Ich bin froh darüber. Nach seinen Enthüllungen lecke ich lieber im Stillen meine Wunden als mich zu unterhalten. Ich bin sogar versucht, ihm anzubieten, dass ich auch allein auf die Suche nach den Cupids gehen kann. Zwar haben wir uns den Plan heute während des Tages gemeinsam ausgedacht, aber ich würde Cy für die Umsetzung nicht brauchen. Trotzdem verkneife ich mir, es ihm zu sagen. Patience' Vater wird seine Gründe gehabt haben, ihn anzuheuern. Patience' Sicherheit hat Priorität, daran ändert auch mein verletzter Stolz nichts.

Ich fahre Mali mit den Fingern durchs Fell. Der ruhige, geschmeidige Körper der Hündin gibt mir wie immer ein Gefühl von Sicherheit, trotz der feindseligen Umgebung, die so ganz anders ist als der friedliche Campus in Neu-Oxford. Stockfinster ist es in den Gassen der Arbeitersiedlung, viele der Straßenlaternen sind kaputt. Die, die noch funktionieren, verbreiten ein weißes, kaltes Licht, das man in den besseren Gegenden der Stadt nie zu

sehen bekommen würde. Die Fassaden der Wohntürme sind mit den Jahren dunkel geworden, die fensterlosen Bauten ragen um uns herum wie riesige Betonpfeiler in die Höhe. Nur einige wenige Gebäude, kleine Backsteinbauten, in denen Vorarbeiter und Beamte leben, erinnern noch an England, wie es früher gewesen sein muss. Die Industriellen bemühen sich nicht, es den Arbeitern schön zu machen, denn sie wissen, dass die Menschen hier voll und ganz auf sie angewiesen sind. Die einzige Alternative zum Leben in Highworth oder einem der anderen, kleineren Arbeiterviertel ist eine Existenz im Niemandsland, und dort will keiner hin. Also leben die Arbeiter ihr trostloses Leben, mit gelegentlichen Ausflügen zum Piccadilly Circus als einziger Ablenkung. Wenn jemand hingerichtet wird, dürfen sie kommen und zusehen. Sie halten das für ein Privileg, aber in Wahrheit ist es eine stumme Drohung.

»Wie leise es ist«, sagt Cy schließlich doch noch. Ich spüre, dass er es nur tut, um die Stille zwischen uns zu durchbrechen.

»Die meisten schlafen schon, vermute ich mal.« Aus meiner Ausbildungszeit weiß ich, wie hart der Alltag in der Industrie ist. Hart und schlecht bezahlt, sodass jeder wie verrückt schuftet und auf Gedeih und Verderb versucht, sich hochzuarbeiten. Wem das Wasser bis zum Hals steht, der probiert automatisch, über die anderen hinweg zu klettern. Um die, die dabei zerquetscht werden, kann sich niemand kümmern.

»Hier.« Cy hält mich an der Schulter zurück und weist auf ein Gebäude auf der rechten Seite.

GROCERY steht in erloschenen Neonbuchstaben über dem Eingang. Die Jalousien des Geschäfts sind heruntergelassen und mit dicken Gittern gesichert. »Vom Dach aus können wir uns einen Überblick verschaffen.«

Ich stimme ihm mit einem Nicken zu und sehe mich um. Wir haben den Kern von Highworth erreicht, ein paar Straßenzüge mit Altbauten, in denen nicht nur Lebensmittelgeschäfte, sondern auch Imbisse, Apotheken, Bars und Pfandleiher untergebracht sind. Diese Gegend gilt als gefährlich, weil hier getrunken wird. Es scheint, als würde Alkohol die Konsequenzen einer Straftat vergessen machen, so oft kommt es zu Prügeleien, Raubüberfällen und Schlimmerem.

Ich führe Mali hinter einen Müllcontainer und bedeute ihr, dass sie warten soll, dann folge ich Cy auf die Tonne und über die Regenrinne in Richtung Dach. Er ist ein geschickter Kletterer, das muss ich ihm lassen. Als er sicher auf dem Giebel steht, hält er mir die Hand hin, aber ich schaffe es aus eigener Kraft hinauf. Während ich mich zu einem besseren Aussichtspunkt vorarbeite, höre ich ihn hinter mir resigniert stöhnen. Ich lege mich flach hin und spähe über den Dachfirst hinweg. Jetzt liegen die Straßen von Highworth Central, die Bars und Geschäfte mit ihren kaputten Leuchtreklamen, unter mir. Trotz der fehlenden Fenster fühle ich mich aus den Wohntürmen beobachtet, aber ich widerstehe dem Impuls, mich umzudrehen. Cy geht neben mir in Position, so dicht, dass unsere Arme und Hüften sich berühren.

»Las Vegas«, sagt er.

»Bitte?« Ich schaue kurz zu ihm herüber.

»Las Vegas«, wiederholt er. »Das war mal eine Stadt in Amerika. Mitten in der Wüste. Dort sah es aus wie hier, nur hundert Mal größer. Und die Lichter brannten natürlich. Man konnte in Las Vegas um Geld spielen. Man konnte in einer Nacht reich werden.«

Ich runzle die Stirn. »Woher willst du das wissen?«

Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, wie er mit den Achseln zuckt. »Muss ich wohl irgendwo gehört haben.«

»Ammenmärchen«, sage ich ein bisschen schärfer, als ich will.
»In einer Nacht reich werden, na klar.«

Cys Züge verhärten sich. »Glaub doch was du willst. Ich wollte nur –«

»Pscht«, mache ich und packe ihn am Arm. Dann weise ich auf eine der engen Gassen unter uns, nur eine Kreuzung entfernt. Cy folgt meiner ausgestreckten Hand und nickt stumm. Auch er muss die beiden Cupids sofort erkannt haben, schließlich wurden wir darauf geschult. Sie haben eine bestimmte Art zu gehen, sie gleiten vorwärts wie Echsen. Ihre Körper sind meist schlanker als die von gewöhnlichen Menschen, geschmeidig und trotzdem kräftig. Und dann sind da noch die Sonnenbrillen, die sie selbst nachts nicht abnehmen.

»Wo wollen die hin?«, fragt Cy nervös.

Ich kann ihm keine Antwort geben. Unter uns höre ich Mali leise knurren. Auch sie hat die Anwesenheit der Kinderfänger bemerkt.

»Los«, sage ich und lasse mich bereits die Regenrinne herunterrutschen. »Finden wir es heraus.«

Cy zieht mich durch den Hintereingang der Bar, durch ein Gewirr aus Zimmern, in denen ein schaler, feuchter Geruch hängt. Fässer stehen herum, ausgediente Zapfanlagen und Stühle, denen ein Bein oder die halbe Sitzfläche fehlt, stapeln sich in den Ecken. Unrat liegt herum, nirgends brennt Licht und es fällt mir schwer, nicht zu stolpern. Dort, wo ich gar nichts erkenne, folge ich einfach Mali, die sich so sicher wie immer bewegt.

PROLOG

London, wie es die Großväter unserer Großväter einmal kannten, gibt es nicht mehr. Mit den Jahren hat die Stadt alles um sich herum verschlungen. Sie hat ihre langen Spinnenbeine bis nach Oxford und Dover ausgestreckt und sich jede Großstadt, jeden Vorort, jede Wiese, jeden Wald und jede Weide einverleibt. Dort, wo einst Manchester und Liverpool lagen, herrscht nun Ödnis. Seen haben sich in Sümpfe und Flüsse in verdorrte Flussbetten verwandelt. Wälder gibt es da draußen nicht mehr, nur noch vereinzelte Bäume, karg und unfruchtbar, brachliegende Äcker und Bauten, einsturzgefährdet wie Kartenhäuser. Wer ein Huhn hat, kann sich glücklich schätzen. Wer eine Kuh hat, sollte vorsichtig sein und wer gleich mehrere Tiere besitzt, muss um sein Leben bangen. Das Gebiet vor den Toren Londons, das Hunger und Armut in eine Wüste verwandelt haben, nennt sich Niemandsland.

London selbst ist schillernd, voller Prachtbauten, Parks und kleiner Seegebiete. Zwölf Millionen Menschen leben darin und jeder Einzelne von ihnen hat entweder Glück oder Pech gehabt.

Die Glücklichen sind die *Industriellen*, sie bewohnen den grünen Kern. Dort residieren sie in ihren Villen mit ihren überdimensionalen Gärten, treffen sich zum Cricket und bevölkern die Malls. Auch ihre Kinder sind glücklich. Sie gehen auf das Internat in dem Stadtteil, der früher Oxford war und jetzt Neu-Oxford heißt und übernehmen irgendwann die Konzerne ihrer Väter. Alles ist nach Erbfolge geregelt. Kein Industrieller wird jemals arm sein – und kein *Arbeiter* jemals reich.

Die Arbeiter machen den Teil der Londoner aus, der Pech gehabt hat. Die meisten von ihnen leben in Highworth, einer Siedlung,

deren Straßen so eng sind, dass dort kaum geatmet werden kann. Sie gehört nicht zum schillernden Teil Londons. Die Wohntürme von Highworth kann man bis ins Zentrum sehen – Kastenbauten aus Beton, so gut wie fensterlos, denn das kostbare Glas aus Londons einziger Glashütte wird für das schicke Geschäftsviertel gebraucht. Die Arbeiter wissen, dass es sie schlimmer hätte treffen können, also verhalten sie sich still. Nehmen alles hin, sogar den beißenden Dampf der Industrie, der Tag für Tag zu ihnen herüberwallt.

Die Industrie liegt an der Grenze zum Niemandsland und es wird penibel darauf geachtet, dass ihre giftigen Gase nicht nach Neu-Oxford wehen. Ihre Kinder sind den Industriellen fast so heilig wie sie selbst, deshalb schützen sie sie. Vor allem die besonderen Kinder. Aus diesem Grund gibt es uns – die *Watcher*.

Ich bin Jolette Somerville. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, nicht zu den Unglücklichen, und auch nicht zu den Todgeweihten aus dem Niemandsland. Ich gehöre zu den Aufpassern in einer abgeschotteten Stadt. Einem Ort, an dem alles perfekt ist. Augenscheinlich.

KAPITEL 1

Ich streiche mir das schweißfeuchte Haar aus der Stirn, ziehe meinen Pullover aus und wickle ihn um meine Hüften, damit niemand mein Messer sieht. Die Sonne scheint schräg durchs Fenster und meine Kleider kleben an meinem Körper wie eine feuchte zweite Haut. Im Gegensatz zu den Klassenräumen sind die Flure nicht klimatisiert und bald, wenn es Mittag ist, wird es unerträglich heiß sein. Zum Glück bekomme ich vorher eine kleine Atempause an der frischen Luft.

Vorsichtig nähere ich mich der Tür zu Raum 106. Unter den glänzenden Messingziffern ist ein Fensterchen eingelassen, verziert mit weißen Spitzengardinen. Offiziell ist das Fenster zur Zierde da, inoffiziell hilft es mir, meine Arbeit zu machen. Behutsam spähe ich hindurch. Die Lehrerin steht keine drei Meter von mir entfernt vor der Klasse. Sie trägt die gleiche Uniform wie die Schüler, nur ist sie schwarz, während die Kleidung der Schüler das Rot von reifen Äpfeln hat. Mit ihren gestärkten Kragen und den Schleifen über der Brust sehen die Mädchen alle irgendwie gleich aus. Die Jungen haben anstatt der Schleifchen Fliegen um – als wollten sie gleich nach dem Unterricht auf einen Ball gehen.

Die Lehrerin bemerkt mich nicht, ist in irgendeine Erklärung vertieft, die ich hier draußen nicht verstehen kann. Die meisten Schüler starren durch die Gläser ihrer Datenbrillen ins Leere, vermutlich verfolgen die wenigsten den Unterricht.

Bei Patience bin ich mir nicht sicher. Zwar schaut sie die Lehrerin an, aber gleichzeitig zwirbelt sie an ihrem Haar herum, als wäre sie vollkommen in Träumereien versunken. Ich denke an meine eigene Schulzeit zurück. Nicht zuhören gab es bei uns nicht,

und es gab auch keine Computer, die uns hätten ablenken können. Die Hände gehörten auf die Tischplatte, die Köpfe mussten nach vorn gerichtet sein. Wenn man gegen eine dieser Regeln verstieß, konnte das eine Nacht auf dem Sportplatz bedeuten. Für die ganze Klasse.

Die Pausenklingel schrillt los und hinter den Ziergardenen kommt Bewegung in die Schüler. Sie klappen ihre Bildschirme herunter, einige springen sofort auf. Wie jeden Tag ziehe ich mich zurück und verschwinde in den Nebenraum, der um diese Zeit leer ist. Lautlos schließe ich die Tür und schaue zu, wie Patience' Klassenkameraden einer nach dem anderen auf den Flur stürmen. Sie sind jetzt ein oder zwei Jahre jünger als ich, die Arme und Beine der meisten sehen viel zu lang und schlaksig aus. Ich hatte nie so eine Figur, was vielleicht am Training lag. Während sie altern, irgendwann erwachsen und nicht mehr so jung und kraftvoll sein werden, behalte ich den Körper einer Siebzehnjährigen.

Einer der Schüler, ein pickliger Junge, schaut in meine Richtung und ich ducke mich. Meine Reflexe sind perfekt trainiert. Wenn ich nicht gerade abgelenkt oder aus irgendeinem Grund benommen sein sollte, werde ich immer schneller sein als jeder Lehrer und jeder Schüler auf dem ganzen Internat.

Als ich mich wieder aufrichte, sehe ich Patience und ihre Freundinnen an mir vorbeigehen, die rothaarige Adella und Rhoda, die blond ist wie Patience, ihr Haar aber deutlich kürzer trägt. Die Mädchen stecken die Köpfe zusammen und tuscheln über irgendetwas. Ich kann nur hoffen, dass es Patience keiner der Jungs aus der Klasse angetan hat, denn wenn es soweit sein sollte, werden die Dinge kompliziert. Nein, *unangenehm* trifft es wohl eher.

Auch aus den anderen Klassenräumen links und rechts kommen jetzt Schüler; auf dem Gang werden sie zu einem dichten Strom und ich kann Patience nicht mehr sehen. Ich warte, bis die letzten Nachzügler aus dem Korridor verschwunden sind, dann verlasse ich den leeren Klassenraum und laufe los. Routiniert wende ich mich nach rechts und nehme denselben Schleichweg, der mir seit Jahren dazu dient, Patience nicht länger als nötig aus den Augen zu lassen. Zwar ist sie auf dem Internatsgelände zumindest tagsüber in Sicherheit, doch wie sagt ihr Vater immer so schön? *Das Problem mit der Gefahr ist, dass sie unberechenbar ist.*

Ich sprinte weiter bis zum Abstellraum, in dem die Putzfrauen ihre Sachen aufbewahren. Licht machen muss ich nicht, denn ich bin diesen Weg schon hundert Mal gegangen. Jede Bewegung, jeder Handgriff sitzt. Ich steige über die Eimer und Reinigungsgerätschaften hinweg, stoße die Klappe zum Lüftungsschacht auf. Dann schiebe ich mich mit den Füßen zuerst hinein, drehe mich auf den Bauch und hänge die Klappe wieder in ihre Verankerungen. Rückwärts robbe ich los, bis ich die erste Biegung erreiche. Dort kann ich mich umdrehen und komme nun schneller voran, trotz der stickigen Luft, der Enge und der Dunkelheit um mich herum. Ein paar Spinnweben hängen vor mir von der niedrigen Decke, ich wische sie beiseite. Penibel achte ich darauf, dass meine Schuhe nicht gegen das Metall des schmalen Schachts stoßen. Obwohl ich es eilig habe, muss ich leise sein, denn wenn mich ein Hausmeister oder einer der Lehrer entdecken würde, hätte ich ein ernstes Problem. Ich müsste erklären, was die Tierpflegerin im Lüftungsschacht zu suchen hat und ich fürchte, darauf gäbe es beim besten Willen keine logische Antwort.

Endlich erreiche ich das Ende und klettere aus dem Schacht, achte wieder darauf, dass ich ihn sorgfältig hinter mir verschließe.

Nun bin ich in einem der Speisesäle, die wie immer um diese Zeit noch leer sind. Aus der Küche dringt schon ein schwerer, würziger Geruch, aber meine letzte Mahlzeit ist zu lange her, als dass ich den Duft erkennen könnte. Ich hätte es nie gedacht, doch wenn man nicht essen muss, verlässt einen auch der Appetit. Essen ohne Sinn macht keinen Spaß.

Ich schleiche an der Küchentür vorbei. Sie steht einen Spalt offen, dahinter huschen unzählige Gestalten in weißen Jacken hin und her. Wie immer sind sie zu beschäftigt, um mich zu bemerken. Keine zwei Stunden mehr, dann wollen allein in diesem Raum mehr als tausend Schüler versorgt werden. Das Woodperry-Internat ist die größte Schule in Neu-Oxford, und die teuerste dazu. In den Arbeitersiedlungen gibt es überhaupt keine Schulen, im Niemandsland natürlich auch nicht.

Ich lasse die Küche hinter mir und laufe zu einem der Fenster. Es steht offen. Kurz vor dem Fensterbrett setze ich an und mache einen beherzten Sprung nach draußen, falle gut fünf Meter in die Tiefe und lande auf den Füßen. Um mein eigenes Gewicht abzufangen, gehe ich in die Hocke. Sogleich richte ich mich wieder auf. Ich befinde mich auf der Rückseite von Patience' Schulgebäude, in dem die zehnten Klassen unterrichtet werden, an einer abgelegenen Stelle des riesigen Campus.

Vor mir erstreckt sich der Park, der die prächtigen, schiefergrauen Unterrichtsbauten von den Wohngebäuden trennt. Der Schulhof liegt ein wenig abseits, damit die lernenden Schüler von denen, die gerade Pause haben, nicht gestört werden. Ich sprinte los, nehme die Abkürzung über die Grünflächen, bleibe im Schatten der Bäume. Schon in meiner Ausbildung war ich eine gute Läuferin. Wenn ich renne, habe ich das Gefühl, dass meine Beine wie zwei Roboter sind, die sich ganz von selbst unter mir

bewegen. Manchmal fühlt es sich an, als würde ich zwischen zwei Schritten gar nicht den Boden berühren. Der Wind zerzaust mein Haar und ich spüre keine Anstrengung, obwohl es bis zum Schulhof und damit auch zum Stall ein ganzes Stück ist. Schließlich bin ich da, eile durch die Hintertür ins Innere des Stalls. Die Pferde in ihren Boxen schrecken auf, als ich in ihrer Mitte langsam zum Stehen komme. Alle Welt wird denken, ich wäre die ganze Zeit hier gewesen. Seelenruhig gehe ich zum vorderen Tor und öffne es. Meine Hündin Mali erhebt sich von ihrer Decke im Heu, streckt ihren kräftigen Körper und folgt mir. Warmes Tageslicht fällt in den Stall und Staubflocken tanzen in der Sonne. Es ist ein schöner Tag heute. Ein paar der Pferde wiehern leise und scharren mit den Hufen.

»Gleich dürft ihr auf die Koppel«, beruhige ich sie, dann trete ich nach draußen. In der Ferne erreichen die ersten Schüler den Pausenhof, tobende Fünft- oder Sechstklässler. Mit Mali dicht an meiner Seite überquere ich die Koppel und bleibe am Zaun stehen, bis ich Patience entdecke. Zwischen Adella und Rhoda tritt sie aus den Schatten der Gebäude. Zufrieden tätschle ich Mali den Kopf und lasse sie am Zaun zurück. Dann gehe ich langsam zurück zum Stall, um die Pferde nach draußen zu holen, die einige der Schülerinnen von ihren Eltern geschenkt bekommen haben. Das ist mein Glück, denn wenn es die Stelle als Tierpflegerin nicht gegeben hätte, hätte ich mich als Lehrerin bewerben müssen, und dafür bin ich nicht nur zu jung, sondern leider auch völlig ungeeignet. Zu dickköpfig, haben meine eigenen Lehrer immer gesagt. Niemand, der anderen ein Vorbild sein kann.

Ich öffne die Box von Hazel, einer Stute, die mich nicht wirklich leiden kann. Sie scheint allerdings niemanden so richtig zu mögen, auch nicht das Mädchen aus der Achten, dem sie gehört. Die Stute

schnaubt und dreht mir den mächtigen Hintern zu.

»Ruhig«, sage ich und lege ihr die Hand auf den Rücken. Die Stute dreht sich um, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, und stolziert nach draußen.

»Also gut, du stures Vieh«, sage ich und will mich gerade der nächsten Box widmen, als auf einmal Patience' Stimme über die Koppel schallt.

Ich laufe nach draußen. Es ist alles in Ordnung, sie steht am Zaun und schaut mir entgegen. Rhoda und Adella warten abseits und tuscheln wieder. Sie sind typische sechzehnjährige Gören, zumindest glaube ich das. Obwohl ich kaum älter bin als sie, kann ich mich nicht in sie hineinversetzen.

»Pferdemädchen«, ruft Patience erneut und winkt mich zu sich heran. So nennen mich alle Schüler, ich störe mich nicht weiter daran.

»Ich wollte nur fragen, wie es Yvore geht«, fragt Patience, als ich bei ihr angekommen bin. Laut genug, dass ihre Freundinnen es hören können.

Adella verdreht übertrieben die Augen. »Lass das blöde Pferd doch«, ruft sie, aber Patience ignoriert sie.

»Komm rein und sieh nach ihm. Er freut sich sicher.« Ich öffne ihr das Gatter.

Yvore ist ein Hengst, der kränkelt, seit ich ihn kenne. Er versteht sich nicht mit den anderen Pferden und versteckt sich meist in seiner Box. Außerdem ist er unser Codewort – wann immer Patience während der Schulzeit irgendetwas von mir will, geht es offiziell um Yvore. Unter dem Protest ihrer Freundinnen und Adellas Hinweis, dass sie ihre Pause nicht so vergeuden sollte, folgt Patience mir und Mali in den Stall. Ich lasse das Tor offen, alles andere wäre auffällig. Kaum eingetreten, dreht sich Patience zu

mir um.

»Worum geht es?« Ich lehne mich gegen Hazels leere Box und sehe sie an.

»Adella und Rhoda wollen heute Abend in die Stadt«, beginnt Patience vorsichtig.

»Aha«, sage ich. Ich weiß, worauf sie hinaus will.

»Am Piccadilly Circus wird es eine *Damnatio* geben. Die beiden dürfen zusehen und ich würde gerne mitfahren.«

Gut, damit habe ich nicht gerechnet. Ein einziges Mal war ich während einer *Damnatio* am Piccadilly Circus, dem riesigen, gemauerten Platz in der Mitte der Stadt. Auf den Leinwänden habe ich die Gesichter der Delinquenten gesehen. Einmal und nie wieder, das habe ich mir geschworen. Überrascht schaue ich Patience an. Sie hat ein Pokerface aufgesetzt.

»Das willst du dir angucken?«, frage ich.

Patience sagt weder ja noch nein. »Alle tun es«, rechtfertigt sie sich.

»Du nicht«, antworte ich und wende mich der nächsten Box zu. Bis Mittag müssen alle Pferde draußen sein und einige von ihnen bocken nur zu gern, auch wenn sie genau wissen, dass es auf der Koppel Futter gibt.

»Bitte, Jo.« Patience folgt mir. »Es ist doch nur ein Abend. Und Rhodas Dad wird sogar auf uns aufpassen.«

»Er kann auf deine Freundinnen aufpassen, damit hat er genug zu tun.« Ich führe einen braunen Wallach auf den Mittelgang, aber weiter komme ich nicht, denn Patience steht uns im Weg. »Ich habe Nein gesagt. Und jetzt geh bitte raus, bevor jemand nach dir suchen kommt.«

Patience sieht mich flehentlich an. »Überleg es dir. Es geht mir doch gar nicht um die Hinrichtung. Ich will nur einen einzigen

Abend erleben, der nicht so –«

»Sicher ist?«, frage ich sie.

Patience senkt den Blick und fährt dem Wallach mit den Fingern durch die Mähne. »Das ist dann wohl ein endgültiges Nein«, stellt sie ein bisschen bedauernd, ein bisschen beleidigt fest.

»Genau«, sage ich, denn ich kann es mir nicht leisten, meine Meinung zu ändern.

KAPITEL 2

Ich starre aus dem Fenster in die Dunkelheit. In der Fensterscheibe begegne ich der Spiegelung meiner ernsten blauen Augen. Unter mir winden sich die Pfade des Internatparks. Sie sind mit kleinen Lampions beleuchtet und doch so tückisch, so gefährlich. Ich kenne jeden Meter der Grünanlage, jede Trauerweide, jede Esche und Erle. Ich weiß um die Verstecke, die es dort unten gibt, die dunklen Nischen, die gerade einmal groß genug für einen Menschen sind.

Neben mir hebt Mali den Kopf und beginnt, leise zu knurren. Schon den ganzen Nachmittag über hat sie sich so seltsam verhalten und mich nervös gemacht. Ich streichle ihr den Kopf und werfe einen Blick zu der Verbindungstür zwischen meinem und Patience' Zimmer. Dass die Tierpflegerin gleich neben einem der reichsten Kinder der Schule wohnen darf, hat ihr Vater eingefädelt. Seine Tochter sei nachts nicht gern allein, ihre Freundinnen sollten davon aber nichts wissen, da sie sich sonst nur lustig machen würden. Ich werde dafür, dass ich nachts für sie bereitstehe, von der Schule zusätzlich bezahlt. Was für eine Ironie.

Normalerweise liegt Mali immer auf der Schwelle zu Patience' Schlafraum und lauscht auf jedes verräterische Geräusch. Doch heute hat es ihr das Fenster angetan. Nein, wohl vielmehr der dahinter liegende Park.

Ich reiße mich von der nächtlichen Schwärze los und lege Mali ihr Halsband um. Auch wenn es mir nicht behagt, Patience allein zurück zu lassen, muss ich mich vergewissern, dass auf dem Grundstück keine Gefahr lauert. So leise ich kann, öffne ich die Tür zu ihrem Schlafzimmer und spähe hinein. Patience liegt auf dem

Rücken, das Haar fällt ihr in goldenen Wellen über die Schultern und ihre Wangen haben einen rosigen Ton angenommen. Optisch bin ich das genaue Gegenteil von ihr – mein Gesicht ist stets blass, meine Lippen sind voller als ihre, dafür nicht so fein geschwungen. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass ich ein so friedliches Bild abgebe, wenn ich mal schlafe. Ich muss lächeln. Patience ist so unbedarft. Und so soll es auch bleiben. Ich schließe die Tür wieder, verriegle sie. Mali knurrt noch immer. Es ist ein tiefes, drohendes Grollen, das mir einen Schauer über den Rücken jagt.

»Komm«, flüstere ich und Mali ist mit einem Satz an meiner Seite.

Die kühle Luft beruhigt meine Nerven ein wenig. Eine Gänsehaut überzieht meinen Körper, die nackte Haut meiner Arme fühlt sich klamm an. Der Himmel ist sternenklar und ich kann in der Ferne die gläsernen Türme des Industriebezirks sehen. Wie ein Wahrzeichen ragen sie empor, an der Stadtgrenze, kurz bevor das Niemandsland beginnt. Ich muss den Blick abwenden, denn ich will nicht an früher erinnert werden. An meine Zeit in der Wächterschule, in den fensterlosen Trainingshallen.

Mali läuft mir ein paar Schritte voraus, sie hat die Ohren aufgestellt, aber sie knurrt nicht mehr. Immerhin. Vielleicht habe ich Glück und sie hat grundlos angeschlagen.

Immer wieder drehe ich mich um und sehe zurück zum Hauptportal. Das ganze Gebäude liegt still und friedlich da. Die Mädchen und Jungen schlummern hinter den dicken, mit Zinnen und Türmchen verzierten Mauern und träumen. Ein Luxus, der mir meistens verwehrt bleibt. Ich muss nicht schlafen, also tue ich es auch nicht. Mein Körper braucht nur dann Zeit, sich zu regenerieren, wenn ich verletzt werde. Ansonsten bin ich stets

wach – stets *wachsam*.

Ich spaziere mit Mali die Pfade entlang und sehe den Motten dabei zu, wie sie sich um die bunten Lampions scharen. Irgendwo im Unterholz höre ich Frösche quaken, laut und fordernd. Ansonsten ist alles ruhig, keine Füchse oder Marder huschen durchs Gehölz, kein Käuzchen ruft oder flattert aufgeregt davon. Innerhalb der Stadtgrenzen gibt es außer den Haus- und Nutztieren nur die Spezies, die sich durch die Lücken im Zaun quetschen können; alle anderen wurden vor langer Zeit ausgesperrt. Der Elektrozaun, der die Stadt bisher vom Niemandsland abschirmte, wird nun durch eine hohe Mauer ersetzt – bald werden es also nur noch Vögel nach London schaffen. Die meisten Tiere kenne ich durch meine Ausbildung. Man weiß schließlich nie, ob man die Sicherheit der Stadt irgendwann einmal verlassen muss und von wem oder was man dann angegriffen wird.

Ich beschließe, meine Runde bis zum Haupttor zu machen, das in eine Mauer eingelassen ist und das Internatsgebäude vom Rest der Stadt trennt, dann werde ich wieder reingehen. Morgen will ich noch einmal mit Patience reden. Seit einiger Zeit ist es gar nicht mehr so einfach, mit ihr zurecht zu kommen. Damals, als ich bereits siebzehn und sie noch ein Kleinkind war, hatten wir keine Probleme. Und auch später, als sie zehn oder elf und ich immer noch älter war, hat sie auf mich gehört. Doch jetzt, wo uns nur noch ein Jahr trennt, fängt sie an, die Dinge zu hinterfragen und ich spüre, dass ihr dieser goldene Käfig zu eng wird.

In Gedanken versunken trotte ich weiter. Geradewegs auf einen schmalen Weg zu, der in völliger Schwärze liegt. Ich runzle die Stirn, als Mali wieder mit ihrem kehligen Grollen beginnt. In diesem Teil des Parks sind alle Lampions ausgepustet worden.

Kleine Rauchschwaden kringeln sich in die Luft.

Es dauert einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben und ich etwas schneller gehen kann. Ich lege meine Hand auf das Messer, das ich immer bei mir trage und schleiche weiter. Gerne hätte ich eine effektivere Waffe, doch Pistolen gibt es bei uns nicht mehr seit dem weltweiten Aufstand der Arbeiter vor dreißig Jahren. Seitdem sind die meisten Waffen verboten, doch es gibt immer wieder Menschen und Häscher, die trotzdem an welche herankommen. Ich muss mit einem einfachen Messer vorliebnehmen und selbst *das* habe ich mir hart erkämpfen müssen.

Schritt für Schritt gehe ich weiter. Die Büsche werden dichter, der Pfad wird schmaler. Hinter einer Ansammlung hoher Schilfhalme befindet sich ein Teich mit riesigen Seerosenblättern darauf. Dahinter stehen einige Bänke, an den Bäumen hängen Schaukeln, die sich sanft im Wind bewegen. Auf einer dieser Gartenschaukeln sitzt eine Gestalt mit langem Haar. Sie hat den Kopf von mir abgewandt, zu ihren Füßen liegt ein kräftiger, grauer Hund.

»Mali«, zische ich, aber zu spät. Meine Hündin ist bereits über die Teichbrücke gewetzt und kläfft den anderen Hund an. Dieser ist aufgestanden, hat die Lefzen gehoben und lenkt mich für einen Augenblick ab.

Gerade noch rechtzeitig sehe ich den Pfeil auf mich zuschießen und werfe mich auf den Boden, bevor er hinter mir in den Stamm eines Baumes saust. Holz splittert und rieselt auf mich herunter. Ich kriechе schnell ein Stück vorwärts und verstecke mich zwischen den Sträuchern. Auf der anderen Seite des Teiches höre ich Mali bellen, dann ein Winseln. Ich kann meine Hündin nicht sehen. Dafür sehe ich *sie*.

Die Gestalt auf der Schaukel ist eine Frau. Ihre Haut ist unnatürlich weiß, sie trägt eine tiefschwarze Sonnenbrille. Eine *Cupid*, das erkenne ich sofort. Lässig hat sie einen Fuß auf die Sitzfläche gestellt, auf ihrem Knie ruht eine Armbrust, mit der sie in meine Richtung zielt. Doch sie scheint mich in meinem Versteck nicht sehen zu können. Wenn sie ihre Waffe abfeuert, wird sie mich um einen guten Meter verfehlen. Wieder ein Winseln von der anderen Seite. Keine Zeit, nachzudenken.

Ich betrachte das Messer in meiner Hand, dann klemme ich es in meinen Gürtel. Auf diese Entfernung ist es nutzlos. Ich wurde für den Nahkampf ausgebildet, doch meine Gegnerin ist feige. Die Cupids lassen es nur ungern auf direkte Konfrontationen ankommen. Sie nutzen Waffen, die auf größere Distanz wirksam sind: Armbrüste, Pfeil und Bogen, manchmal auch Speere. Soweit ich weiß, bauen sie sich alle Waffen selbst, nach uralten Plänen, in einer illegalen Schmiede, deren genauen Standort niemand kennt. Ohnehin gibt es niemanden in der Stadt, der es wagen würde, die seltsamen, weißen Kinderhäscher zu entwaffnen. Also haben sie eine Art Narrenfreiheit, die den Londonern allzu oft zum Verhängnis wird.

Meine Finger tasten über den feuchten Boden und finden einen Stein. Leise richte ich mich auf. Die Cupid ist ebenfalls aufgestanden und schnüffelt in meine Richtung. Sicher hat sie meine Witterung schon aufgenommen. Ich hole aus und werfe den Stein in eine Hecke ein paar Meter neben mir.

Die Cupid fährt herum und feuert einen Pfeil in das Eibengebüsch. Ich sprinte los und haste auf die Brücke. Irgendwie muss ich auf die andere Seite gelangen, wenn ich sie aufhalten will. Wieder saust ein Pfeil durch die Luft, diesmal direkt auf mich zu. Im letzten Moment werfe ich mich nach links und springe in

den Teich. Kaltes Wasser schwappt in meinen Mund, es schmeckt nach Eisen. Ich halte die Luft an und lasse mich ein Stück nach unten sinken. Es dauert nicht lange, dann sehe ich den Umriss der Cupid am Ufer. Noch habe ich Luft, also warte ich. Die Frau kommt näher und meine Lungen fangen an zu brennen. Noch ein paar Sekunden, dann ... Ich schnelle an die Oberfläche und greife nach ihrem Fuß, zerre sie zu mir in den Teich.

Die Cupid schreit und rudert haltlos mit den Armen, dann plumpst sie neben mir ins Wasser. Ich entreiße ihr die Armbrust und werfe sie auf die Wiese. Dann gestatte ich mir einen kurzen Blick zu Mali herüber. Sie hat den grauen Rüden zu Boden gerungen, er winselt leise. Ich wende mich ab und verpasse der Cupid einen Fausthieb. Ich fühle einen Widerstand, doch ich kann nicht erkennen, wo ich sie treffe. Wassertropfen spritzen mir ins Gesicht, dann spüre ich einen scharfen Schmerz in meiner Leiste. Ich blende das Gefühl aus und drücke meine Angreiferin nach unten. Sie japst und geht gluckernd unter. Ihre Hände krallen sich in meine Arme, drücken zu, aber ich lasse nicht los.

Ihre Gegenwehr lässt nach und als ich mir sicher bin, dass ich die Cupid erledigt habe, lockere ich meinen Griff. Gerade, als ich aus dem Wasser steigen will, höre ich schnelle Schritte im Unterholz, dann sehe ich zwei Gestalten vorbei eilen. Auch ihre Haut glänzt aschfahl im Mondlicht, ihre Augen sind hinter dunklem Glas verborgen.

»Nein!«, schreie ich und stemme mich aus dem Wasser. Ich schnappe mir die Armbrust und nehme einen festen Stand ein. Aus meiner Ausbildung weiß ich, wie man mit diesem Monstrum umgeht. Ich ziele, dann schieße ich kurz entschlossen. Mein Pfeil trifft einen der Cupids und lässt ihn zu Boden gehen. Der andere verlangsamt seine Schritte, dreht sich um und stürmt mit einem

wütenden Knurren auf mich zu. Im gleichen Augenblick greift eine Hand aus dem Teich, umfasst mein Fußgelenk und zerrt an mir. Ich trete nach der Häscherin, aber ihr Griff ist erbarmungslos und bringt mich zu Fall.

Der andere Cupid ist nun über mir und richtet die glänzende Spitze eines Pfeils direkt auf meine Stirn, während ich auf dem Boden kauere. Ich wage es nicht, mich zu bewegen. Die Cupidfrau klettert indes aus dem Teich und entwaffnet mich. Sie nimmt mir nicht nur die Armbrust, sondern auch mein Messer ab und wirft es achtlos ins Gebüsch.

»Damit kommt ihr nicht durch«, sage ich. Meine Stimme zittert vor Wut und Anstrengung.

»Und wer will uns daran hindern?« Der Cupid lacht schnarrend. »Du etwa?«

Er versetzt mir einen Tritt gegen die Schulter, doch ich gönne ihm nicht die Genugtuung, dass ich vor Schmerz aufstöhne. Ich beiße die Zähne zusammen und starre zu ihm hoch, denke fieberhaft nach, wie ich aus dieser Situation wieder herauskomme. Ich kann nur hoffen, dass sie es noch nicht zu Patience geschafft haben.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, fragt mich die Frau plötzlich: »Wo ist die Kleine? In welchem Zimmer hält sich dein Schäfchen versteckt?« Dicke Tropfen fallen aus ihrem Haar und haben bereits eine Lache im Gras hinterlassen.

»Wer seid ihr?« Eine bessere Frage fällt mir nicht ein, um Zeit zu schinden.

Der Cupid lacht wieder. »Du weißt, wer wir sind, wir wissen, wer du bist und wir alle sind uns im Klaren darüber, was wir hier wollen. Oder besser gesagt, *wen*.«

»Ihr miesen –«, beginne ich, aber die Cupid lässt mich nicht

ausreden.

Sie stürzt sich auf mich und ich spüre ihre Faustschläge auf mich einprasseln. »Deine Töle hat meinen Hund totgebissen!«

Ich atme erleichtert auf, weil Mali es geschafft hat. Dann wehre ich die Schläge meiner Angreiferin ab und versuche, mich unter ihr fortzuwinden, doch sie hockt auf meiner Brust wie eine fette Kröte.

»Ich suche die Kleine«, sagt der Cupid. Seine Stimme klingt gelangweilt, scheinbar hat er schon das Interesse an mir verloren. »Du kommst hier klar?«

»Ja, Slade.«

Für einen Moment ist die Frau abgelenkt. Ich schubse sie von mir herunter und springe auf, nur um gleich wieder auf Slades Pfeilspitze zu blicken. »Hier geblieben.«

Das darf doch nicht wahr sein! Ich frage mich, seit wann die Cupids so organisiert sind, so zäh und fokussiert. Ich hebe beide Hände, als wolle ich mich ergeben, dann lasse ich meine Faust nach vorne und gegen seinen Hals schnellen.

Slade taumelt und ich ziehe meine Ersatzwaffe, eine geschliffene Scherbe, aus dem Stiefel. Ich verletze den Häscher am Oberarm, dann geht auf einmal alles ganz schnell.

Zwei Pfeile zischen durch die Nacht und ich fahre herum. Die Cupidfrau ist leblos zu Boden gegangen. Hinter ihr steht ein Junge, der mir bekannt vorkommt, den ich aber in dem Moment nicht einordnen kann. Er hat sich den Pfeil und Bogen des Cupids geschnappt, den ich als Erstes erledigt habe. Neben ihm hockt Mali.

»Pass auf!«, ruft er mir zu und ich ducke mich instinktiv weg.

Slade, dessen Versuch, mich mit der Armbrust niederzuschlagen, schiefgegangen ist, brüllt wütend auf, macht kehrt und verschwindet in den Sträuchern.

Der Junge setzt ihm noch ein paar Meter nach, dann bleibt er kopfschüttelnd stehen.

»Er ist weg. Diese Viecher überwinden die Mauer, als wäre sie überhaupt nicht da.« Er wendet sich mir zu und mustert mich von oben bis unten. Ich tue es ihm gleich. Er trägt die unauffällige Kleidung, die für die Bediensteten des Internats üblich ist: eine schwarze Hose und ein einfaches, nachtblaues Hemd, das ihn in der Dunkelheit perfekt tarnt. Die Ärmel sind hochgeschoben und entblößen seine drahtigen, sonnengebräunten Unterarme. Sein Haar ist dunkelblond und sieht aus, als hätte er seinen Kamm genau so zum Teufel gejagt wie den Cupid mit der Armbrust. Unter zerzausten Strähnen funkeln mir blaue Augen entgegen, in denen es nach dem gewonnenen Kampf fast vergnügt blitzt.

Ich halte die Glasscherbe noch immer fest, diesmal richte ich sie auf meinen mysteriösen Retter. »Wer bist du?«, frage ich scharf.

»Hey, nicht doch.« Er lässt Pfeil und Bogen sinken, dann lächelt er. »Ich bin Cy. Du ... hast mich vielleicht schon mal gesehen?«

Das habe ich in der Tat, aber ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, wann und wo. »Was suchst du hier?«

»Es sah für mich aus, als könntest du Hilfe gebrauchen.« Er schiebt sich eine Strähne aus der Stirn. »Aber wahrscheinlich habe ich mich geirrt und du kamst bestens zurecht, richtig?«

Ich ignoriere seinen Spott und stecke die Scherbe zurück in meinen Stiefel. Das Leder ist nass und steif. Um meine Nerven zu beruhigen, kraule ich Mali das Fell. »Du bist ein Wächter«, murmle ich, kann meinen eigenen Worten aber keinen Glauben schenken.

»Verwundert?«

»Nein«, lüge ich und mustere den Jungen genauer. Ich schätze ihn auf achtzehn oder neunzehn. Anders als die Schüler und Lehrer des Internats ist er absolut durchtrainiert. »Du bist aber

nicht auch wegen Patience hier, oder?« Ich versuche, meine Frage gleichgültig klingen zu lassen.

»Doch, da muss ich dich leider enttäuschen.« Cy hält mir einen Gegenstand entgegen. »Das gehört dir.«

Ich stecke mein Messer mechanisch zurück an seinen Platz. Ich kann nicht glauben, was ich da gehört habe. Patience soll zwei Wächter haben? Das ist unmöglich. Warum wusste ich davon nichts?

»Beweis es«, fordere ich. Wenn Cy wirklich der ist, für den er sich ausgibt, dann weiß er, was ich meine.

Er richtet sich auf und grinst. »Du zuerst.«

»Ich denke gar nicht daran!«

Cy seufzt übertrieben, dann knöpft er sein Hemd auf und entblößt seinen muskulösen Oberkörper. Über seiner linken Brust prangt das Brandzeichen. Ein stilisiertes W für *Watcher* – Wächter. »Jetzt du.«

Ich zerre am Ausschnitt meines Oberteils und präsentiere ihm auch meine Brandmarke. Seine ist blasser, also ist er vermutlich älter als ich. Länger im Dienst.

»Also, Partner, wie geht's weiter?«, fragt Cy und wendet sich wieder den Cupids zu.

»Wir sind keine Partner.« Ich wringe mein Haar aus und schaue mich nach meiner Hündin um. »Schaff die Leichen und die Waffen weg. Ich gehe wieder zu Patience. Du bleibst hier draußen!«

Hinter mir höre ich, wie Cy ungläubig lacht. »Bleibe ich doch immer!«

Im Gegensatz zu mir scheint er kein bisschen verwundert über die Existenz einer weiteren Wächterin für Patience zu sein. Ich ignoriere ihn und pfeife Mali zu mir. Seite an Seite eilen wir zurück zum Hauptgebäude.

Meine Hündin ist der einzige Partner, den ich brauche. Ich hoffe, dass dieser Cy das einsehen wird.

KAPITEL 3

Über mir tanzen grelle Lichter, geheimnisvolle Musik erfüllt die Luft. Ich befinde mich auf einer Art Balkon und schaue mir das Treiben unter mir und rings um mich herum an. Das Polster, auf dem ich sitze, fühlt sich samtig und warm an. Ich war noch nie in einem Zirkus. Zumindest nicht, soweit ich mich erinnern kann. Der ganze Trubel beeindruckt mich, vor Staunen bekomme ich den Mund nicht mehr zu. Ein schillernder Akrobat fliegt an mir vorbei, dann fängt er seine Partnerin auf und beide gleiten zusammen über das Publikum. Patience lacht neben mir. *Sie* war schon dutzende Male zuvor hier und ist weit weniger erstaunt als ich es bin.

»Hey, wach auf.« Jemand rüttelt an meiner Schulter und holt mich aus meinen bunten Träumen. »Jollette!«

Unwillig drehe ich mich auf die Seite und kneife die Augen zusammen. Ich will weiter schlafen, nur noch ein paar Minuten, bevor ich in die Realität zurückkehren muss.

»Jollette, wach schon auf!«

Jetzt dringt auch noch Malis Gekläffe an mein Ohr. Ich bin versucht, mir die Decke über den Kopf zu ziehen, aber jemand hält sie fest.

»Jo!«

Widerwillig öffne ich die Augen und blicke direkt in Cys Gesicht. Seine Züge sind vor Sorge verzerrt.

Sekundenlang starre ich ihn an, dann setze ich mich schnell auf und rutsche ein Stück von ihm weg. »Was machst du in meinem Zimmer?« Obwohl ich nichts Verkehrtes getan habe, fühle ich mich ertappt. Obwohl ich angezogen bin, komme ich mir entblößt

vor. Er hat hier nichts zu suchen.

»Wie kannst du in aller Seelenruhe schlafen?«, fragt er mich ungläubig, ohne auf meine eigene Frage einzugehen.

»Das geht dich überhaupt nichts an, und jetzt raus!« Vermutlich hätte ich mir an seiner Stelle dieselbe Frage gestellt. Ich habe jedoch keine Lust, ihm zu erklären, wieso ich mir den seltenen Luxus gönnen konnte. Meine Wut auf ihn ist seit gestern Abend kein bisschen verflogen und es wäre mir sehr recht, wenn er einfach verschwinden würde. Doch er macht keine Anstalten dazu und deshalb versuche ich, ihn zu ignorieren. Lehne mich an das Kopfteil meines Bettes, schließe die Augen und rufe mir die Artisten ins Gedächtnis, den Geruch nach gebrannten Mandeln und die leiernde, surreale Musik.

»Du hast eine Aufgabe, schon vergessen? Du kannst nicht einfach schlafen und –«

»Cy, Ruhe jetzt.« So langsam geht er mir wirklich auf die Nerven.

»Ich kann mich nicht beruhigen! Patience ist weg! Wir haben versagt. Sie ist ...« Hilflös deutet er hinter sich auf die offene Verbindungstür zwischen ihrem und meinem Zimmer. »Sie ist vorhin nicht zum Unterricht gegangen und –«

»Pscht.«

Cys Gebrabbel bricht ab. Ich öffne die Augen und begegne seinem unruhig flackernden Blick.

Seufzend richte ich mich auf und versuche, meine wirren Haarsträhnen zu ordnen. Als dies nicht gelingt, binde ich sie zu einem Zopf, während ich noch ein bisschen Cys Unwissenheit genieße. »Ich weiß. Ich habe sie weggeschickt.«

»Du hast was?« Er blickt mich so entgeistert an, als hätte ich ihm erzählt, dass ich Patience den Cupids als hübsch verpacktes Geschenk überreicht habe.

Ich schwinge die Beine aus dem Bett, hocke mich zu Mali und schaue, ob sie in Ordnung ist. »Na, mein Mädchen.« Routiniert untersuche ich die Bisswunde, die ihr der graue Rüde zugefügt hat. Noch gestern Nacht habe ich sie versorgt, nun sieht sie schon viel besser aus. Mali ist ein willensstarkes und widerstandsfähiges Tier. Ich bin stolz auf meine stille Begleiterin. Auch die Wunde, die mir die Cupid im Teich verpasst hat, ist nach den paar Stunden Ruhe nichts mehr weiter als ein Kratzer. Der Stoff meiner Hose scheuert ein wenig an meiner lädierten Leiste, doch ansonsten geht es mir gut. Ich bin noch einmal heil aus der Sache herausgekommen. Dank Cy, auch wenn ich das sicher nicht ihm gegenüber zugeben werde.

»Jo!« Er packt mich an den Schultern und dreht mich zu sich herum. Ich stehe auf, blicke ihn herausfordernd an. In seinen Augen blitzt kein gutmütiger Spott mehr, stattdessen sind sie vor Sorge um ein paar Nuancen dunkler geworden. Sein Griff ist fest und ich muss mich zurückhalten, ihn nicht fortzustoßen.

»Was?«, fauche ich.

»Hast du den Verstand verloren? Wo. Ist. Patience?« Die letzten drei Worte betont er einzeln, als würde er mit einer begriffsstutzigen Irren reden.

»Ich habe sie nach dem Angriff letzte Nacht dem Zirkus mitgegeben. Für viel Geld.«

»Du hast sie verkauft?« Cy lässt von mir ab und tigert durchs Zimmer. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

Ich muss mir ein Lachen verkneifen und frage mich ernsthaft, was er von mir denkt. Wahrscheinlich hat er es nicht verdient, dass ich ihn so lange zappeln lasse, also erlöse ich ihn endlich. »Ich habe für sie bezahlt. Im Internat ist es zu gefährlich. Zumindest im Moment.«

Cy sieht mich an, dann lässt er sich auf meine Bettkante sinken. Eigentlich passt es mir nicht, dass er sich so ungefragt in meinem privaten Bereich breit macht, doch ich reiße mich für den Moment zusammen. Ich setze mich neben ihn und Mali legt sich zu unseren Füßen auf den Holzboden. Jetzt fühle ich mich doch, als wäre ich ihm eine Erklärung schuldig. »Die Cupids halten sich eigentlich vom Internat fern. Und wenn man sie angreift, versuchen sie meist, zu fliehen.«

»Ich weiß.«

»Aber diese drei waren richtig hartnäckig.« Ich schildere ihm, was passiert ist, dann erkläre ich ihm mein weiteres Vorgehen. »So, wie sie sich verhalten haben, ist es klar, dass sie zurückkommen werden, darum war Patience hier nicht mehr sicher.« Ich schaue zu ihm herüber. »Bis gestern Abend war doch der Zirkus in der Stadt.«

Ein stummes Nicken.

»Sie haben noch letzte Nacht ihre Zelte abgebrochen und London heute in aller Frühe in Richtung Lissabon verlassen. Ich habe ihnen Patience mitgegeben. Es war ihre einzige Chance, die Grenze zu überwinden.«

Es stimmt. Als Sechzehnjährige hat Patience keine Reiseerlaubnis, sie darf London nicht verlassen. Weder zu Fuß noch mit dem Flugzeug oder dem Zug. Es sei denn, einer ihrer Elternteile wäre an ihrer Seite. Doch ihre Mutter ist vor langer Zeit verstorben und ihr Vater hat sich nie wirklich mit seiner Tochter befassen wollen. Er hat eine Firma, eine der größten in der Industrie. Ich weiß nicht, womit er sein Geld verdient, aber das muss mich auch nicht interessieren. Er ist ein vielbeschäftigter Mann, lässt sich nur selten im Internat blicken und noch seltener gelingt es mir oder Patience, ihn zu kontaktieren, wenn er es nicht

will. Der Zirkus war also die einzige Möglichkeit, meinen Schützling kurzfristig aus der Stadt zu kriegen.

»Wir werden die Cupids auf eine falsche Fährte führen und dann reise ich ihr nach Lissabon hinterher.«

»Nicht nur du.«

Ich stöhne auf. Wenn Cy ihr einziger Watcher wäre, dann wäre Patience verloren. Er hat noch nicht einmal bemerkt, dass ich noch gestern Nacht ihre Sachen gepackt und sie in den frühen Morgenstunden zum Bahnhof gebracht habe. Ich versuche, den Gedanken an sie zu verdrängen. An ihren Blick, als sie sich in dem bepinselten Zirkuswagon aufs feuchte Stroh sinken ließ.

»Sehen wir uns wieder?«, hat sie mich gefragt.

Ich hoffe, dass ich sie beruhigen konnte, hoffe, dass sie heil ankommt und dass sie gut behandelt wird.

»Mit dem nächsten Angriff der Cupids ist erst wieder heute bei Dämmerung zu rechnen«, erkläre ich Cy, auch wenn er das vermutlich weiß. »So lange haben wir Zeit, einen Plan vorzubereiten.«

Cy schweigt nachdenklich. Erst jetzt fällt mir auf, dass er sich umgezogen hat. Ein schwarzes Oberteil, Ledermanschetten, um die Arme zu schützen, eine schnallenbesetzte Hose und Stiefel, die meinen gleichen. Alles wirkt ein wenig abgetragen, doch wenn man nicht genau hinsieht, könnte man ihn für einen Industriellen mit einem Faible für martialische Kleidung halten – oder eben für einen Watcher.

Irgendwann steht er auf und tritt ans Fenster. Draußen liegt der Park im Nebel, die Morgensonne schafft es nicht, die Wolkenschicht zu durchbrechen. Es sieht nach Regen aus. Dunkelheit zieht von Osten her auf. Die Richtung, in die Patience unterwegs ist. Ich frage mich, ob sie bereits in Frankreich

angekommen ist, ob sie Paris passiert hat und schon auf dem Weg nach Portugal ist.

»Also gut. Was jetzt?«, fragt Cy schließlich.

»Jetzt planen wir.« Ich schlüpfte in meine Stiefel, die noch immer feucht vom Teichwasser sind. Ein unangenehmes Gefühl, doch ein anderes brauchbares Paar habe ich nicht. »Du hilfst mir und danach hältst du dich raus, verstanden?«

»Ich wüsste nicht, wieso.«

»Ich habe sie großgezogen. Ich war ihr Kindermädchen und jetzt ist sie wie eine Schwester für mich.«

Cy hebt die Hände. »Keine Sorge, ich will gar nicht ihre Schwester sein.«

Ich suche nach den richtigen Worten. Irgendwie muss ich ihm doch verständlich machen können, dass er in Patience' Leben nichts zu suchen hat. Schlimm genug, dass ihr Vater mir so wenig traut, dass er einen zweiten Wächter auf sie angesetzt hat. Dass Cy sich auch noch dauerhaft einmischen will, geht eindeutig zu weit. »Du ... du würdest nur alles durcheinander bringen. Das gestern Abend war ein Ausrutscher. Ich war überrumpelt, weil sie so hartnäckig waren. Wir beide kommen eigentlich gut zurecht.«

»Jo«, seufzt Cy und wendet sich mir zu.

Zum ersten Mal frage ich mich, woher er eigentlich meinen Namen kennt.

Er sieht mir direkt in die Augen. Erst jetzt nehme ich ihn richtig wahr. Sein Haar ist zerzaust wie letzte Nacht, ein sorgenvoller Zug lässt ihn ernster und älter wirken. Fast tut er mir leid. Aber nur fast. Abwehrend verschränke ich die Arme vor der Brust. Er tritt näher, streckt die Hand nach mir aus, berührt mich dann aber doch nicht. Immer noch schaut er mich an und es scheint, als bereiteten ihm die nächsten Worte unendliche Mühe. »Ich weiß

das alles. Ich war schon immer da, draußen im Park. Du hast mich nur noch nie bemerkt.«

KAPITEL 4

Ich lasse Mali zwischen Cy und mir laufen wie eine lebendige Mauer. Eine Leine braucht sie nicht. Sie würde sich nie von irgendwem oder irgendetwas ablenken lassen, nicht einmal von dem verführerischsten Duft aus dem teuersten Restaurant der Stadt. Hier, in Highworth, gibt es ohnehin keine verführerischen Gerüche. Über allem liegt ein chemischer Film, der von der Industrie herüberzieht, den Nachthimmel grau färbt und die Ausdünstungen der vielen Millionen Menschen, die hier hausen, notdürftig überdeckt.

Immer wieder ertappe ich Cy dabei, wie er zu mir herüber blickt und den Mund öffnet, um ein Gespräch zu beginnen, es dann aber doch lässt. Ich bin froh darüber. Nach seinen Enthüllungen lecke ich lieber im Stillen meine Wunden als mich zu unterhalten. Ich bin sogar versucht, ihm anzubieten, dass ich auch allein auf die Suche nach den Cupids gehen kann. Zwar haben wir uns den Plan heute während des Tages gemeinsam ausgedacht, aber ich würde Cy für die Umsetzung nicht brauchen. Trotzdem verkneife ich mir, es ihm zu sagen. Patience' Vater wird seine Gründe gehabt haben, ihn anzuheuern. Patience' Sicherheit hat Priorität, daran ändert auch mein verletzter Stolz nichts.

Ich fahre Mali mit den Fingern durchs Fell. Der ruhige, geschmeidige Körper der Hündin gibt mir wie immer ein Gefühl von Sicherheit, trotz der feindseligen Umgebung, die so ganz anders ist als der friedliche Campus in Neu-Oxford. Stockfinster ist es in den Gassen der Arbeitersiedlung, viele der Straßenlaternen sind kaputt. Die, die noch funktionieren, verbreiten ein weißes, kaltes Licht, das man in den besseren Gegenden der Stadt nie zu

sehen bekommen würde. Die Fassaden der Wohntürme sind mit den Jahren dunkel geworden, die fensterlosen Bauten ragen um uns herum wie riesige Betonpfeiler in die Höhe. Nur einige wenige Gebäude, kleine Backsteinbauten, in denen Vorarbeiter und Beamte leben, erinnern noch an England, wie es früher gewesen sein muss. Die Industriellen bemühen sich nicht, es den Arbeitern schön zu machen, denn sie wissen, dass die Menschen hier voll und ganz auf sie angewiesen sind. Die einzige Alternative zum Leben in Highworth oder einem der anderen, kleineren Arbeiterviertel ist eine Existenz im Niemandsland, und dort will keiner hin. Also leben die Arbeiter ihr trostloses Leben, mit gelegentlichen Ausflügen zum Piccadilly Circus als einziger Ablenkung. Wenn jemand hingerichtet wird, dürfen sie kommen und zusehen. Sie halten das für ein Privileg, aber in Wahrheit ist es eine stumme Drohung.

»Wie leise es ist«, sagt Cy schließlich doch noch. Ich spüre, dass er es nur tut, um die Stille zwischen uns zu durchbrechen.

»Die meisten schlafen schon, vermute ich mal.« Aus meiner Ausbildungszeit weiß ich, wie hart der Alltag in der Industrie ist. Hart und schlecht bezahlt, sodass jeder wie verrückt schuftet und auf Gedeih und Verderb versucht, sich hochzuarbeiten. Wem das Wasser bis zum Hals steht, der probiert automatisch, über die anderen hinweg zu klettern. Um die, die dabei zerquetscht werden, kann sich niemand kümmern.

»Hier.« Cy hält mich an der Schulter zurück und weist auf ein Gebäude auf der rechten Seite.

GROCERY steht in erloschenen Neonbuchstaben über dem Eingang. Die Jalousien des Geschäfts sind heruntergelassen und mit dicken Gittern gesichert. »Vom Dach aus können wir uns einen Überblick verschaffen.«

Ich stimme ihm mit einem Nicken zu und sehe mich um. Wir haben den Kern von Highworth erreicht, ein paar Straßenzüge mit Altbauten, in denen nicht nur Lebensmittelgeschäfte, sondern auch Imbisse, Apotheken, Bars und Pfandleiher untergebracht sind. Diese Gegend gilt als gefährlich, weil hier getrunken wird. Es scheint, als würde Alkohol die Konsequenzen einer Straftat vergessen machen, so oft kommt es zu Prügeleien, Raubüberfällen und Schlimmerem.

Ich führe Mali hinter einen Müllcontainer und bedeute ihr, dass sie warten soll, dann folge ich Cy auf die Tonne und über die Regenrinne in Richtung Dach. Er ist ein geschickter Kletterer, das muss ich ihm lassen. Als er sicher auf dem Giebel steht, hält er mir die Hand hin, aber ich schaffe es aus eigener Kraft hinauf. Während ich mich zu einem besseren Aussichtspunkt vorarbeite, höre ich ihn hinter mir resigniert stöhnen. Ich lege mich flach hin und spähe über den Dachfirst hinweg. Jetzt liegen die Straßen von Highworth Central, die Bars und Geschäfte mit ihren kaputten Leuchtreklamen, unter mir. Trotz der fehlenden Fenster fühle ich mich aus den Wohntürmen beobachtet, aber ich widerstehe dem Impuls, mich umzudrehen. Cy geht neben mir in Position, so dicht, dass unsere Arme und Hüften sich berühren.

»Las Vegas«, sagt er.

»Bitte?« Ich schaue kurz zu ihm herüber.

»Las Vegas«, wiederholt er. »Das war mal eine Stadt in Amerika. Mitten in der Wüste. Dort sah es aus wie hier, nur hundert Mal größer. Und die Lichter brannten natürlich. Man konnte in Las Vegas um Geld spielen. Man konnte in einer Nacht reich werden.«

Ich runzle die Stirn. »Woher willst du das wissen?«

Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, wie er mit den Achseln zuckt. »Muss ich wohl irgendwo gehört haben.«

»Ammenmärchen«, sage ich ein bisschen schärfer, als ich will.
»In einer Nacht reich werden, na klar.«

Cys Züge verhärten sich. »Glaub doch was du willst. Ich wollte nur –«

»Pscht«, mache ich und packe ihn am Arm. Dann weise ich auf eine der engen Gassen unter uns, nur eine Kreuzung entfernt. Cy folgt meiner ausgestreckten Hand und nickt stumm. Auch er muss die beiden Cupids sofort erkannt haben, schließlich wurden wir darauf geschult. Sie haben eine bestimmte Art zu gehen, sie gleiten vorwärts wie Echsen. Ihre Körper sind meist schlanker als die von gewöhnlichen Menschen, geschmeidig und trotzdem kräftig. Und dann sind da noch die Sonnenbrillen, die sie selbst nachts nicht abnehmen.

»Wo wollen die hin?«, fragt Cy nervös.

Ich kann ihm keine Antwort geben. Unter uns höre ich Mali leise knurren. Auch sie hat die Anwesenheit der Kinderfänger bemerkt.

»Los«, sage ich und lasse mich bereits die Regenrinne herunterrutschen. »Finden wir es heraus.«

Cy zieht mich durch den Hintereingang der Bar, durch ein Gewirr aus Zimmern, in denen ein schaler, feuchter Geruch hängt. Fässer stehen herum, ausgediente Zapfanlagen und Stühle, denen ein Bein oder die halbe Sitzfläche fehlt, stapeln sich in den Ecken. Unrat liegt herum, nirgends brennt Licht und es fällt mir schwer, nicht zu stolpern. Dort, wo ich gar nichts erkenne, folge ich einfach Mali, die sich so sicher wie immer bewegt.

Nach einem letzten Verschluss, der keinen für mich erkennbaren Zweck erfüllt, erreichen wir die Tür zum schummrig erleuchteten Ausschankraum, die offen steht. Wir verbergen uns in der

Dunkelheit, ich halte Mali mit einer Hand zurück. Es ist noch keine Minute her, dass die beiden Cupids die Bar betreten haben, und schon herrscht unter den Arbeitern, die sich auf ein Feierabendbier getroffen haben, absolute Alarmbereitschaft. Sowohl an der Theke als auch an den Tischen wird leise und aufgeregt geredet, immer wieder zeigt jemand verstohlen auf die beiden Neuankömmlinge. Die Cupids leben unter den Arbeitern, aber sie sind bei ihnen nicht gerade beliebt. Sie werden in Highworth geduldet, denn die Arbeiter haben nicht die Mittel, sich gegen die Häscher zu wehren. Die Industriellen hingegen haben einen Wachdienst, *Vigilanz* genannt. Bezahlte Arbeiter, die die Reichen stets umgeben, bewachen und schützen. Doch sie haben ihre Vigilanten lieber um sich herum, anstatt sie auf Cupidjagd zu schicken. Meiner Meinung nach sollten sie die Kinderfänger ins Niemandsland jagen. Warum sie es nicht tun, ist mir ein Rätsel. Wahrscheinlich ist Angst einfach stärker als Moral.

Die Cupids tun, als würden sie den Aufruhr um sich nicht bemerken. In aller Seelenruhe gehen sie auf die Theke zu. Es sind ein Mann und eine blonde Frau, beide sind mir fremd. Auf den blassen Gesichtern hinter ihren großen Sonnenbrillen liegt ein beinahe vergnügter Ausdruck.

»Guten Abend«, sagt der männliche Cupid. »Wir fragen uns, ob man hier noch etwas zu trinken bekommt.«

Ehe der Mann hinter der Bar antworten kann, steht einer der Gäste von seinem Hocker auf. Es ist ein großer, bärtiger Kerl, sein grauer Overall, der über seinem Bauch spannt, weist ihn als Stahlwerker aus. »Ist eigentlich ein Laden für ehrlich arbeitende Menschen«, lallt er, wobei nicht ganz klar wird, ob er die Betonung auf *arbeiten* oder auf *Menschen* legt.

»Dann mach besser, dass du wegkommst«, zischt die weibliche

Cupid, ohne den Bärtigen auch nur anzusehen. Dann, mit einer blitzschnellen Bewegung, ergreift sie seinen Arm und verdreht ihn. »Denn einem Mann mit gebrochenem Arm dürfte das Arbeiten schwer fallen!«

Der Stahlwerker schreit auf, doch sie dreht seinen Arm noch weiter herum. Niemand greift ein, alle sind wie erstarrt. Erst als die Knie des Arbeiters den Boden berühren, lässt die Häscherin ihn los, stößt ihn fast angewidert von sich fort. »Und wieder einmal liegen mir die Männer zu Füßen«, flötet sie, dann schauen sie und ihr Begleiter zu, wie sich der Bärtige aufrappelt.

Das Stimmengewirr nimmt wieder zu, nach und nach machen sich die Gäste zum Aufbruch bereit. Die ersten sind schon an der Tür und halten ihre Zahlkarten unter den AMOC-Scanner, der an der Tür angebracht ist. Ich wundere mich ein wenig, dass es in dieser schäbigen Bar schon einen solchen Scanner gibt. Eigentlich sind es vornehmlich die Geschäfte in der Innenstadt, die sich mit der Zeit darauf umstellen. Bargeld hingegen wird nach und nach abgeschafft, da man in der Stadt herausgefunden hat, dass die Niemandsländler es untereinander nutzen. Keiner will, dass sie da draußen einen funktionierenden Handel errichten, was ohne Bargeld schlicht unmöglich ist.

»Eigentlich schließen wir gleich«, bringt der Barmann mühsam hervor. Ich kann von hier aus erkennen, dass er vor Angst schlottert. Während die Gäste sich zum Ausgang drängen, um den Schankraum zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen, bleibt er als einziger übrig.

»Oh«, antwortet der Cupid gedehnt, dann nickt er verständnisvoll. »Tja, dann ist heute Abend wohl nicht *eigentlich*.«

Seine Begleiterin lässt ein helles Lachen hören.

Der Barmann gibt seinen ohnehin schon zögerlichen

Widerstand auf und holt zwei Becher hervor, die in seinen zitternden Fingern lautstark gegeneinanderschlagen. Noch bevor er mit dem Zapfen fertig ist, geht die Tür auf und eine weitere Gruppe Cupids kommt herein, diesmal gleich fünf.

Neben mir saugt Cy die Luft ein. Ich weiß, was er denkt: Wir sind den Cupids unterlegen. Zu allem Übel haben sie auch noch zwei zottelige Hunde dabei, deren Nasen nervös zucken. Ich schiebe Mali noch ein Stück nach hinten.

»Pünktlich, pünktlich«, sagt die Cupid und lehnt sich lässig an die Bar. Ihr helles Haar ist an ihrem Hinterkopf zu einem kunstvollen Knoten gebunden. Mein Herz macht einen erschrockenen Hüpfer, als ich unter den Neuankömmlingen Slade entdecke. Er und die Blondine begrüßen sich mit einer Umarmung, ein wenig zu innig, um nur Freundschaft oder Respekt auszudrücken. Doch weder er noch sie wirken durch diese beinahe zärtliche Geste weniger bedrohlich.

»Da«, flüstere ich Cy zu. »Der Kerl von gestern!«

»Keine Angst«, sagt er großspurig.

Ich ärgere mich, dass ich seinen Beschützerinstinkt geweckt habe. »Ich habe keine –«, beginne ich, verstumme aber sogleich, als eine dritte Gruppe Cupids die Bar betritt. Jetzt sind sie zu neunt.

»Wenn das mal keine Falle ist«, wispert Cy.

Ich zähle noch einmal nach. Neun Cupids, dazu vier Hunde, die unruhig umherlaufen und den Boden beschnüffeln. Einer davon verschwindet hinter die Theke und kläfft den Barmann an, der zur Seite springt.

Slade beobachtet die Szene und lässt ein schallendes Lachen hören. »Ruft eure Köter zurück«, ordnet er an. »Lasst den Mann seine Arbeit machen!«

Die anderen Cupids gehorchen. Slade scheint für sie eine Art

Respektperson zu sein. Dann ist es umso schlimmer, dass er in Neu-Oxford aufgetaucht ist – er selbst, nicht irgendein Laufbursche.

Die Cupids schieben ein paar Tische zusammen, wobei leere Gläser auf den Boden fallen und zu Bruch gehen. Dann setzen sie sich und stecken die Köpfe zusammen. Ich frage mich, weshalb sie ausgerechnet hierhergekommen sind, um ihr Treffen abzuhalten, an einen Ort, der eigentlich für Menschen bestimmt ist. Die einzige Antwort, die mir einfällt ist, dass es ihnen wohl einfach Spaß macht, ein wenig Angst und Schrecken zu verbreiten.

Der unglückselige Barmann kommt hinter seiner Theke hervor, auf beiden Händen balanciert er Tablett mit gut gefüllten Bechern. Angstschweiß steht auf seiner Stirn. Langsam nähert er sich dem Tisch, sein Blick irrt umher und bleibt genau auf meinem Gesicht stehen. Ich zucke zusammen. Er hat mich gesehen.

Ich darf auf keinen Fall die Nerven verlieren. Langsam hebe ich den Finger an die Lippen und schüttele leicht den Kopf. Neben mir hält Cy die Luft an. Auch ich befürchte, dass der Mann uns verraten wird, und sei es nur, weil er viel zu lange in unsere Richtung starrt, aber er fängt sich wieder und serviert den Cupids ihre Getränke, ohne uns eines weiteren Blickes zu würdigen.

»Gott sei Dank«, sagt Cy neben mir und ich habe zum zweiten Mal an diesem Abend keine Ahnung, was er meint.

Ich konzentriere mich auf die Cupids und versuche zu verstehen, worüber sie sich unterhalten, doch sie reden so leise, dass das vollkommen unmöglich ist. Anscheinend ist das, was sie zu besprechen haben, nicht für die Ohren des Barmanns bestimmt. Es ist ein Jammer. So werden wir nie erfahren, wieso sich die Kinderfänger letzte Nacht so untypisch verhalten haben. Wie sie sich trauen konnten, so hartnäckig hinter Patience her zu sein.

»Kannst du etwas hören?«, frage ich Cy.

Er schüttelt den Kopf, seine Hände sind zu Fäusten geballt. Ihm scheint es noch schwerer zu fallen als mir, einfach zuzuschauen, wie sich die Cupids vergnügen und zwischen ihrem leisen Getuschel immer wieder laut lachen. Wir sind beide froh, als die geheimnisvolle Versammlung irgendwann beendet ist.

Es ist Slade, der den Schlussakkord setzt, indem er aufsteht und mit der Faust auf den Tisch haut. »Also gut, dann ist doch alles geklärt!« Die schwarzen Fliegenaugen, die er durch die Brille zu haben scheint, ruhen für einen Augenblick auf seinen Freunden, dann schnellt sein Kopf zur Theke herum. Der Barman ist dahinter zur Salzsäule erstarrt.

»Ein schönes, starkes Barley-Bier für Sie und Ihre Freunde?«, fragt er vorsichtig.

Slade gibt ein Geräusch von sich, ein dunkles Grollen, das wohl *nein* heißen soll. »Ich würde gerne zahlen.«

Die anderen Cupids lachen leise, während er auf die Theke zutritt.

Cy versteift sich, seine Augen werden schmal. Auch ich ahne, was passieren wird und bin nicht überrascht, als Slade mit beiden Händen hinter sich greift und zwei Pfeile aus dem Köcher zieht, den er halb unter seiner Kleidung versteckt hat. Mit einem Satz ist er über die Theke gesprungen und rammt dem Barman die Spitzen in den Leib.

»Nein«, zischt Cy neben mir. Ich kann gerade noch verhindern, dass er in den Schankraum stürmt. Mali schaltet sofort und verbeißt sich im Stoff seiner Hose. »Wir müssen –« schnappt Cy und ich presse ihm die Hand auf den Mund. Seine Haut fühlt sich kratzig an.

»Patience hat Priorität«, flüstere ich und um sicher zu gehen,

füge ich hinzu: »Wir können ihm nicht helfen. Es sind zu viele. Wir halten uns an den Plan.«

Cy schließt die Augen und wendet sich ab, seine Schultern beben. Im Schankraum hat Slade den Barmann zu Boden gerungen.

»Hilfe!«, ruft Slades Opfer, seine Stimme überschlägt sich. »Helft mir doch!«

Mir ist klar, dass der Mann uns meint, schließlich hat er uns gesehen, doch wir können unsere Deckung nicht aufgeben. Die Cupids würden uns töten. Patience würde in Lissabon ankommen, ganz allein, ohne dass ihr Vater von ihrem Verbleib wüsste. Sie wäre verloren.

Ich sehe die Beine des Barmannes strampeln, dann, irgendwann, werden sie ganz ruhig.

»Tut mir leid«, sagt Slade atemlos und wischt sich die Hände an der Hose ab. »Aber eine andere Währung habe ich leider nicht.«

Dann verlassen er und seine Freunde die Bar und für uns wird es Zeit, den Plan in die Tat umzusetzen.

KAPITEL 5

Ich habe mich in eine schmale Gasse gezwängt und warte. Staub hängt in den Straßen wie schmutziger Nebel und es ist schwül. Die Luft in der Arbeitersiedlung ist viel drückender als im Internatspark. Vielleicht liegt es an dem fehlenden Grün, wahrscheinlicher ist es jedoch, dass die Dämpfe aus dem Industrieviertel dafür verantwortlich sind. Ich atme flach, um nicht husten zu müssen. Mali sitzt neben mir und hat die Ohren aufgestellt. Auch sie scheint flacher zu atmen als sonst.

Die Gruppe der Cupids ist noch nicht zu sehen, doch ich kann ihre Schritte hören, ihren rasselnden Atem, das Geräusch, mit dem sie ihre Umgebung erschnüffeln. Ich packe Malis Halsband und hebe den Zeigefinger. Mein Zeichen für sie, dass sie still zu sein hat. Das leiseste Geräusch könnte die Cupids auf uns aufmerksam machen und das dürfen wir auf keinen Fall riskieren. Ich suche Cy und entdecke ihn auf einem Häuserdach, vielleicht fünfzig Meter die Gasse herunter. Er liegt auf dem Bauch und späht über die Dachkante. Er wirkt genauso angespannt wie ich mich fühle. Automatisch taste ich nach meinem Messer. Es beruhigt mich, zu wissen, dass es da ist, auch wenn es im Ernstfall nicht viel ausrichten kann. Einem Ernstfall wie gestern. Ich war dafür, dass wir die Waffen der toten Cupids behalten, doch Cy hat mir mehr als anschaulich klar gemacht, dass uns die Todesstrafe drohen würde, sollten wir mit den Waffen erwischt werden.

Er hebt die Hand und bedeutet mir, noch zu warten. Die Schritte werden lauter, hallen unreal von den nackten Häuserwänden wider. Ich kann Stimmen ausmachen, die durcheinander reden. Die Cupids scheinen bester Laune zu sein. Wahrscheinlich hat sie ihre

Aktion in der Bar in Hochstimmung versetzt. Ich muss meinen Hass zügeln, um gleich keinen Fehler zu machen. Cy gibt mir ein Zeichen, dann duckt er sich.

»Los«, flüstere ich Mali zu und verpasse ihr einen leichten Klaps auf den Po.

Sie spurtet los, aus unserem Versteck heraus und geradewegs auf die Cupids zu. Ich atme durch, sammle mich, dann laufe ich ihr hinterher.

»Mali! Mali, nein!«, rufe ich. Auch ich steuere die Kinderfänger an. Sie sind noch gute hundert Meter von mir entfernt, doch sie haben mich bereits entdeckt.

Meine Hündin hält Kurs auf Slade und ich folge ihr noch ein paar Meter. Dann bleibe ich im Angesicht meiner Feinde mit einem gespielten Ausdruck des Entsetzens auf meinem Gesicht stehen.

»Mali, kehrt!«, rufe ich und Mali hört. Sie dreht sich um und kommt auf mich zugelaufen. Die Cupids haben sich nach einem Moment der Überraschung ebenfalls wieder in Bewegung gesetzt. Sie rennen durch die schmale Gasse auf uns zu und machen schnell Boden wett.

Ich sehe ihnen entgegen und warte, bis Mali auf meiner Höhe ist. Noch dreißig Meter trennen uns. Zwei Cupidfrauen bleiben stehen. Die eine zückt einen Bogen, die zweite einen Speer. Slade und die anderen rennen weiter.

»Und los«, wispere ich, drehe mich um und stürme nun Seite an Seite mit Mali um die nächste Ecke in eine noch schmalere Gasse. Ich greife in meine Tasche und betaste den Zahlungsbeleg. Wenn alles gut geht und die Cupids auf unseren Trick reinfallen, dann ist Patience schon bald in Sicherheit.

»Jo, hier!« Cy hockt auf dem Vorbau eines Hauses und streckt

mir die Arme entgegen. Ich hebe Mali hoch und gebe sie ihm nach oben, sie hilft mir mit ihren geschickten, kräftigen Beinen. Die Schritte und Stimmen der Cupids werden lauter. Ich sehe hinter mich. Zwischen den Müllcontainern der Gasse sind ihre Schatten bereits im Licht der Laternen zu erkennen.

Cy packt meine Arme und zieht mich in die Höhe. »Duck dich!«

Ich presse mich neben ihm flach auf den Bauch und luge über die Kante des Vorbaus.

Die Cupids sind nur wenige Meter von uns entfernt stehen geblieben. Einige von ihnen recken ihre Nasen in die Höhe und versuchen, unsere Witterung aufzunehmen, aber der Müll, den Cy um unser Versteck herum verteilt hat, scheint zu helfen. Die beiden Cupidfrauen haben noch immer ihre Waffen im Anschlag.

Slade hebt die Hand und steuert auf ein weißes Stück Papier zu, das nur unweit von der Stelle entfernt liegt, an der ich auf das Haus geklettert bin. Die Quittung für unsere Flugtickets.

KAPITEL 6

Lynn entdeckt das Stück Papier im gleichen Augenblick wie Slade. Noch ehe er sich danach bücken kann, lässt sie ihren Bogen fallen, schiebt sich an ihm vorbei und hebt es auf. Es ist die nobel aufgemachte Quittung einer Airline, soviel erkennt sie gleich. Das Glanzpapier reflektiert das wenige Licht und blendet in ihren Augen, sodass sie die Schrift nicht entziffern kann. Vorsichtig, um keine anderen Düfte aufzuwirbeln, schnuppert sie daran. Es ist eindeutig. Sie wendet sich Slade zu und kann ein triumphierendes Lächeln nicht unterdrücken.

»Sie gehört ihnen, sie müssen sie verloren haben, ich –«

»Gib her.« Slades kalte Finger streifen Lynns, als er ihr den Zahlungsbeleg aus der Hand nimmt, und ein Schauer jagt über ihren Rücken.

Sie beobachtet, wie er die Augen hinter der Sonnenbrille zusammenkneift, um die Schrift besser entziffern zu können. Eine steile Falte bildet sich dabei zwischen seinen Brauen und lässt seine Züge noch ein bisschen verwegener aussehen. »Moskau«, sagt er schließlich.

Mittlerweile haben auch Catrall, Parker und Spunk mitbekommen, dass sie eine neue, heiße Spur haben. Lynn ist das gar nicht recht. Sie stellt sich neben Slade und hofft, sie kann Catrall so die Sicht nehmen, doch die Blondine drängt sie einfach zur Seite und legt das Kinn auf Slades Schulter.

»Eine Flugquittung«, stellt sie überflüssigerweise fest. »Kein schlechter Fund.«

»Vielleicht doch.« Lynn sieht Slade an. »Wenn sie merken, dass sie sie verloren haben, treten sie die Reise möglicherweise gar nicht erst

an. Sie könnten befürchten, dass wir ihnen folgen und ihr Ziel ändern.«

Slade mustert sie lange, dann stiehlt sich ein Grinsen auf sein Gesicht. »Hältst du die Wächter wirklich für so schlau, Lynn? Das sind gut abgerichtete Soldaten, keine Strategen.«

»Wie du meinst«, bringt sie trocken hervor.

»Moskau.« Slade dreht sich zu Catrall herum und fasst ihr an die Hüften. Seine Hände verschwinden dabei beinahe ganz unter dem Stoff ihres Oberteils. »Warst du schon einmal in Russland?«

Catrall schüttelt den Kopf. Eine Strähne löst sich dabei aus ihrem locker gewordenen Haarknoten und fällt ihr über die Schulter.

»Dann wird es Zeit.« Slade sieht sie einen Moment lang an, dann stößt er sie ein wenig unsanft von sich und ergreift ihre Hand. »Du kommst mit. Auf geht's.«

Während Slade und die anderen den Rückzug antreten, spürt Lynn Wut in sich aufsteigen. Sie hat den Beleg gefunden, sie sollte mitkommen!

»Slade ...?«, fragt sie, doch ihre Stimme versagt ihr den Dienst und geht im Gelächter der anderen unter.

Einen Augenblick lang starrt sie ihren Freunden noch hinterher, dann wird ihr klar, dass keiner von ihnen umdrehen wird und sie sich beeilen muss, wenn sie nicht allein nach Hause gehen will. Hastig hebt sie ihren Bogen auf, dann rennt sie ein paar Schritte, bis sie die anderen Cupids eingeholt hat.

KAPITEL 7

Wir nehmen die Stadtbahn zurück zum Internat. Bis auf einige Arbeiter, die zur Spätschicht wollen, ist sie menschenleer. Die Industriellen benutzen sie nicht, ihnen sind als einzige Stadtbewohner Autos erlaubt. Ein paar Mal bin ich in einem Auto mitgefahren, auf dem Rücksitz. Es war jedes Mal komisch, wie lautlos das Fahrzeug über die Straßen glitt. Die rucklige Bahn ist mir lieber.

Cy sitzt mir gegenüber, seine Stiefel ruhen auf meiner Sitzbank. Sie riechen nach Schlamm und danach, dass er wirklich verdammt viel Zeit draußen verbracht haben muss. Seit die Cupids unsere Quittung gefunden haben, kommt er aus dem Grinsen gar nicht mehr heraus, in einer Tour macht er sich über sie lustig.

»Wenn ich mir vorstelle, wie sie im kniehohen Schnee stehen und uns die Pest an den Hals wünschen«, sagt er lachend.

Ohne es zu wollen, muss auch ich grinsen. Es fühlt sich fast so komisch an wie Autofahren. »Ich glaube nicht, dass es in Moskau um diese Zeit schneit.«

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster und betrachtete mein schemenhaftes Spiegelbild. Schwarzes glattes Haar, das mir bis über die Schultern fällt, helle Augen. Ich bemühe mich, durch mich hindurch auf die Umgebung zu schauen. Wir haben Highworth hinter uns gelassen und sind schon in Oxford, gerade kommen wir an einer Grundschule vorbei, die wie eine alte Burg aussieht. Riesige Eichen säumen das Portal, ihre Äste schwer und grün, hängen an ein paar Stellen fast bis zum Boden.

»Du magst die Natur«, sagt Cy auf einmal. Sein Grinsen ist zu einem Lächeln geworden.

Ich kneife die Brauen zusammen. »Weil ich aus dem Fenster gucke?«

Er zuckt mit den Schultern. »Außerdem bist du die Tierpflegerin.«

»Tja, erwischt.« Es wurmt mich immer noch, dass er mich offensichtlich die ganze Zeit über im Auge hatte, während ich glaubte, inkognito auf dem Campus zu sein. »Und wer bist du?«, frage ich. »Ich kenne dich irgendwoher, aber ...«

»Ich trainiere die achten bis zehnten Klassen im Cricket.«
Wieder dieses Grinsen.

Ich durchforste mein Gedächtnis.

Ein warmer Nachmittag, ich war mit Hazel unterwegs. Sie war störrisch und versuchte immer wieder, mich abzuwerfen. Ein paar Jungen waren auf dem Sportplatz. »Hübsche Stute«, rief einer von ihnen ...

»Hübsche Stute?«, frage ich Cy empört.

»Ich meinte dein Pferd«, antwortet er lachend.

»Aber sicher.« Ich wende mich wieder dem Fenster zu. Wir sind so gut wie da. Ich habe nicht vor, lange in Oxford zu bleiben. Ich muss nur schnell ein paar Sachen packen, dann werde ich das Internat hinter mir lassen. Seltsamerweise bin ich ein wenig aufgeregter. Vielleicht liegt es daran, dass ich London so lange nicht mehr verlassen habe. Vielleicht aber auch nur an den vielen Begegnungen mit den Cupids, die ich seit gestern hatte. Selbst, wenn ich keine Wächterin wäre, würden sie mich abstoßen. Die totenweiße Haut, die leeren Augen, das Geschnüffel. Das viele Unheil, das sie anrichten. Am Tag sind sie so gut wie blind, nachts dafür brandgefährlich. Ich bin Eltern begegnet, die ihre Kinder an sie verloren haben und Tag für Tag, Jahr um Jahr hoffen, dass ihr Sohn oder ihre Tochter irgendwann zurückkehrt. Doch sie kehren

nie zurück und die Schuld trägt immer der Wächter.

»Also«, reißt mich Cy aus meinen Gedanken. Er lehnt sich auf seiner Sitzbank zurück und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. Sein schwarzes Oberteil spannt über seiner muskulösen Brust, halb unter dem Halsausschnitt versteckt entdecke ich das braune Lederband einer Kette. »Zurück zum Thema. Wie kommen wir schnell genug nach Lissabon, um Patience dort abzufangen? Den Flughafen können wir wohl vergessen. Die Gefahr dort auf die Cupids zu stoßen, ist zu groß.«

Ich greife in die Innentasche meiner Jacke und ziehe die Besorgung hervor, die ich gemacht habe, während Cy am Flughafen das Ticket nach Moskau erstanden hat. Ich halte ihm die Bahnfahrkarte entgegen.

»Der Schnellzug braucht keine fünf Stunden.«

Cy schaut auf das Ticket, dann nickt er langsam. »Du willst ...« Er räuspert sich und richtet sich auf. »Ja, der Zug. Gute Idee. Damit bist du vermutlich schneller da als sie.«

»Ja, da hast du Recht.« Ich fächere die beiden Fahrkarten auseinander, sodass er sehen kann, dass ich vorhabe, ihn mitfahren zu lassen. »Und du vermutlich auch.«

Cy starrt die Tickets an, dann kehrt sein selbstsicherer Gesichtsausdruck zurück. »Wenn du glaubst, dass ich dir den Kofferträger mache, hast du dich geschnitten.«

KAPITEL 8

Wir starten am St. Pancras International, einem riesigen Bahnhof im Herzen der Metropole. Alles ist aus Glas und Stahl, alles glänzt, überall spiegeln sich unsere Körper. Riesige Scheinwerfer sorgen dafür, dass es im Gebäude stets so aussieht, als würde draußen die Sonne scheinen. Warm ist es in London meistens, doch der Himmel ist oft bedeckt und gewittrig grau. Früher einmal soll es hier fast jeden Tag geregnet haben. Für mich ist das unvorstellbar. Noch nicht einmal im Herbst oder Winter gibt es sonderlich viel Regen.

Cy läuft neben mir zum Bahngleis und sieht sich staunend um. Genau wie ich ist er das vergleichsweise ruhige Internatsleben gewöhnt, die altertümlichen Bauten, die weiten Grünflächen. Meine Überraschung hält sich in Grenzen, schließlich war ich schon einmal hier, um die Tickets zu besorgen. Dank der Microchips unter unserer Haut war es kein Problem, die Reise zu organisieren. Die Registrierungscode weisen uns nicht als Arbeiter aus, sondern als Teil der Industriellen – wir dürfen die Stadt verlassen. Dies geschieht zum Schutz der Kinder, nicht etwa zu unserem Luxus. Wir sind wie Zwischenwesen. Wir leben nicht in den Arbeitervierteln, wir haben Konten, eine Identität, die uns nicht als Aussätzige brandmarkt und trotzdem reichen unsere Rechte nur so weit, wie es unsere Arbeitgeber, die Eltern unserer Schützlinge, zulassen. Patience' Vater ist großzügig. Er tut alles für seine Tochter, was er mit Geld bezahlen kann.

Ich stelle mich ans Ende der Passagierschlange, die den Bahnsteig hinauf führt. Mali hebt aufgeregt die Nase und schnüffelt in alle Richtungen. Nicht nur für Cy und mich sind all

die Eindrücke ungewohnt.

»Ruhig«, sage ich und kraule ihr das Fell zwischen den Ohren. Ich habe keine Ahnung, ob ich die Hündin mit in den Zug nehmen darf. In der Stadtbahn ist es erlaubt und ich hoffe, dass es gleich keine Probleme gibt.

Hinter uns stellen sich noch mehr Menschen an. Sie riechen nach Flieder und Narzissen, nach Amber und Moschus. Niemand hier riecht einfach nach *Mensch*. Ich frage mich, ob wir auffallen und schnuppere unauffällig in Cys Richtung. Tannenholz, Erde und etwas, das mich an Wind erinnert.

»Alles okay?«, zischt er mir zweifelnd zu.

Ich nicke schnell. »Natürlich.«

Einige der Reisenden haben kleine Knöpfe im Ohr und wiegen sich zu Musik, die nur sie hören, andere starren mit leerem Blick den Kopf ihres Vordermanns an. Ich versuche, genauso gelangweilt auszusehen wie sie. Als wäre all das Routine für mich.

Cy nickt und vergräbt die Hände in den Taschen. Auch er setzt eine gelassene Miene auf, doch seine Körperhaltung ist angespannt.

Es geht weiter und so langsam spüre auch ich eine gewisse Unruhe in mir. Was ist, wenn etwas schief geht? Wenn wir England nicht verlassen können? Ich möchte mir gar nicht ausmalen, was in Patience vorgeht, wenn sie in Lissabon aus dem Zirkuswagen steigt, dreckig und übermüdet, und ich bin nicht da. *Wir* sind nicht da.

Die Schlange schiebt sich weiter vorwärts und ich sehe erst jetzt, dass sich der Pulk weiter vorne auf drei Schalter aufteilt, an denen wir gescannt werden. Diese Kontrollen werden stichprobenartig durchgeführt, mal an dem einen, mal an dem anderen Bahnsteig. So habe ich zumindest gehört. Sie sollen dafür sorgen, dass keiner

der Arbeiter ein Ticket stiehlt und sich damit aus dem Staub macht. Auf Diebstahl steht die Todesstrafe und trotzdem versuchen täglich unzählige Männer und Frauen, die Metropole zu verlassen. Es ist absurd: Draußen, vor den Toren der Stadt, versuchen die Leute aus dem Niemandsland hierher zu kommen und die, die bereits hier leben, wollen raus. Manche von ihnen haben Verbrechen begangen und sind auf der Flucht, andere halten den Druck, der in den Fabriken und Konzernen herrscht, einfach nicht mehr aus.

»Wir werden gescannt werden«, raunt mir Cy zu und deutet nach vorn auf die drei Schalter. Nervös reibt er sich über die Stelle an seiner Brust, an der sich unter der Wächterrune sein Chip befindet.

»Nicht so auffällig.« Ich habe meine Stimme zu einem Flüstern gesenkt und sehe mich um, doch niemand scheint auf uns aufmerksam zu werden.

»Da, sieh mal.« Er deutet mit dem Kopf auf einen Jungen, der etwa unser Alter hat. Seine Kleidung ist zerschlissen, weshalb er mir direkt ins Auge sticht. Ich hatte das Glück, mich an die Reisenden anpassen zu können. Mein Outfit ist extravagant, sodass ich als eine von ihnen durchgehen kann. Zwar fühlt sich das Korsett aus schwarzem Wildleder ungewohnt an, doch der lange, mit silbrigen Ornamenten verzierte Mantel, den ich darüber trage, hat eine Innentasche, in der ich mein Messer problemlos verstecken kann. Die Sachen waren sündhaft teuer, aber, wie schon gesagt, lässt Patience' Vater sich ihre Sicherheit Einiges kosten. Trotzdem hat Cy sich geweigert, sich für die Reise neue Sachen zuzulegen. Er war der Meinung, dass seine Kleidung völlig ausreichend ist, aber ich bin mir da nicht so sicher. Zu seinen Sachen von gestern trägt er nun einen schweren, taschenbesetzten

Parka, der einen abgetragenen Eindruck macht.

»Vielleicht ist er einer von uns«, flüstere ich und betrachte den Jungen genauer. Das Haar ist verfilzt, das Shirt, das er trägt, hat am Kragen ein Loch. Seine Augen suchen unsterk den Bahnhof ab, seine Zunge schnellt immer wieder hervor und leckt fahrig über seine Lippen.

Cy schüttelt den Kopf und lässt den Blick schweifen.

Ich tue es ihm gleich und mir wird klar, was er meint. »Kein Kind, kein Hund«, sage ich. Mir fällt auf, dass auch Cy keinen Hund hat – ungewöhnlich für einen Wächter. Ich werde ihn beizeiten danach fragen.

»Nein«, murmelt Cy und es klingt so, als erwarte er ein Unglück. Auch ich ahne, was gleich passieren wird.

Es sind nur noch wenige Meter, die uns vom Verifying-Scan trennen. Der Junge, der ein Stück vor uns steht, schaut sich um, als suche er eine Fluchtmöglichkeit, doch es gibt keinen Weg zurück, nur nach vorne, in die Arme der Männer mit den Scannern in den Händen.

»Mist«, wispert Cy und scheint nun auch nach einer Rückzugsmöglichkeit zu suchen.

Ich ramme ihm meinen Ellbogen in die Seite. »Nicht so auffällig«, zische ich und betone dabei jedes Wort einzeln, damit es sich in seinen Verstand bohrt. Wenn er so weiter macht, werden wir noch verhaftet.

»Die bringen ihn um«, rechtfertigt sich Cy.

»Unsinn.« Ich klemme mir meine Hündin zwischen die Beine, damit sie im Tumult, der gleich entsteht, nicht getreten wird. »Er reist sicher ganz normal.« Ich bin nicht überzeugt von meinen Worten, sage sie nur, um mich und ihn zu beruhigen. Im Endeffekt wissen wir beide, was passieren wird und dass wir machtlos sind.

Der Junge versucht, sich durch die Massen zurück in die Bahnhofshalle zu drängen, die anderen Reisenden lassen ihn jedoch nicht.

»Weiter gehen«, schreit einer und schiebt den Jungen vor sich her.

»Der Nächste«, klingen die Worte des Kontrolleurs an mein Ohr, gefolgt von einem Zischen, als der Scanner auf der Brust eines Industriellen aufgesetzt wird. »Der Nächste.«

Nun ist der Junge dran. Er steht in der Metallschleuse, eingepfercht wie das Vieh in den Metallboxen, die zu tausenden im Industriegebiet aufgetürmt sind. Fast dreißig Meter ragen die *Ställe* dort in die Höhe, jeder nicht viel größer als das Tier selbst.

Der Kontrolleur drückt den Scanner auf das Shirt des Jungen. Ein Zischen, dann ein hoher Pfeifton.

Köpfe rucken herum, Augen starren herüber.

Wieder das Zischen, dann das schrille Piepen.

»Kein Chip. Ein Eindringling!«, brüllt der Kontrolleur.

Männer in Uniformen stürmen auf den Jungen zu, der bereits versucht, über die Schleuse hinweg zu springen. Durch die Menge der Reisenden geht nun ein Raunen, Hälse werden gereckt, jeder möchte sehen, was am Prüfpunkt passiert.

Ich kann Cys Anspannung spüren, genau wie gestern in der Bar. Diesmal hat er sich besser im Griff. Er schluckt hart und kann doch nichts tun, außer zuzusehen, wie der Junge abgeführt wird.

Er wehrt sich nach Leibeskräften, was ich ihm nicht raten würde. Widerstand ist das denkbar Schlechteste in solch einer Situation.

»Meine Mutter und meine Schwester sind krank!«, brüllt der Junge. Angst hat seine Stimme schrill werden lassen. »Ich muss zu –«

Etwas wird ihm von einem der Männer zwischen die Rippen gedrückt. Er zuckt wild, dann hängt er zwischen den Kontrolleuren wie ein nasser Sack. Die Männer, die ihn abführen, werden schnell durch neue ersetzt und das Bahnhofstreiben geht weiter seinen gewohnten Gang. Jetzt sind wir an der Reihe.

»Der Nächste.«

»Ich zuerst.« Ich dränge mich vor Cy, trete in die Schleuse und zeige dem Kontrolleur mein Ticket.

Mali winselt leise, als sich hinter uns das kleine Metalltor schließt. Der Kontrolleur mustert sie skeptisch, dann presst er den kalten Scanner auf meine Brust. Ein Zischen, kein Piepen – die Schleuse öffnet sich. Ich atme erleichtert auf.

Auch Cy kann problemlos passieren und ich sehe, wie alle Anspannung von ihm abfällt. Seite an Seite treten wir hinaus auf den Bahnsteig.

KAPITEL 9

Der Schnellzug gleitet lautlos durch die Nacht. Er ist viel moderner als die alte Stadtbahn. Die Sitze sind purpurfarben bezogene Sessel, das Licht ist warm und immer wieder durchströmen angenehme Gerüche den Waggon, die die unterschiedlichsten Bilder in meinem Kopf entstehen lassen. Blühende Kirschbäume im Frühling. Der Bergamotteduft, mit dem die Reinigung in Woodpery die Schuluniformen behandelt. Die Passagiere um uns herum träumen friedlich vor sich hin, lassen sich von den Geruchsstoffen einlullen. Die Lichter der Stadt ziehen an den Fenstern vorbei wie unzählige Sternschnuppen. Ich würde diesen Anblick am liebsten für immer festhalten, doch ich habe dafür nichts außer meinen Gedanken. Kameras und Fotoapparate sind verboten, damit niemand irgendwelche Aufzeichnungen zu Propagandazwecken nutzt. Ich rutsche tiefer in den Sitz, lehne die Stirn an die Scheibe des Zuges und spüre ein leichtes Vibrieren, sonst nichts. Unter uns rasen zwei weitere Züge durch die Dunkelheit. Die Bahnbrücken wurden mehrstöckig gebaut und erst in dem Teil von England, der früher Dover war, werden sie zusammen in nur einem Gleisbett fahren.

»Ob sie ihn töten?«, fragt Cy plötzlich. Offenbar ist er mit den Gedanken immer noch bei dem Jungen vom Verifying-Scan. Ich blicke auf und schaue zu ihm herüber. Lässig ist er in seinen Sitz gesunken, doch die Fassade trägt. Sein Körper ist immer noch angespannt, die Muskeln an seinen Oberarmen drücken gegen die Ärmel seiner dunkelgrauen Jacke.

»Vielleicht war nur etwas mit seinem Chip nicht in Ordnung«, versuche ich ihn zu beschwichtigen. Aus irgendeinem Grund

möchte ich nicht, dass er sich Sorgen macht.

»Glaube ich nicht.«

Ich auch nicht. Ich sage es jedoch nicht.

Für eine Weile herrscht Schweigen zwischen uns. Am liebsten würde ich die Augen schließen und etwas schlafen, die bunten Bilder noch einmal sehen. Den Luxus *Schlaf* lernt man erst dann zu schätzen, wenn man nicht mehr regelmäßig in seinen Genuss kommen darf.

»Schlaf doch etwas«, sagt Cy, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Ich gebe so lange auf dich und Mali Acht.«

»Könnte dir so passen.« Ich schnalze mit der Zunge und Mali springt auf meinen Schoß. Mit beiden Armen umfasse ich den flauschigen Hundekörper, was Cy ein Grinsen entlockt.

»Dann eben nicht.«

Ich schweige für die nächsten Stunden. Wir passieren das frühere Dover und verlassen London durch einen Tunnel, der unter dem Meer verläuft. Die Metropole Paris beginnt gleich an der Küste, sie hat sich in den vergangenen Jahrzehnten genauso rasant ausgebreitet wie London. Lange fahren wir hindurch, dann taucht plötzlich eine riesige Mauer vor uns auf.

»Die Grenze zum französischen Niemandsland«, erklärt Cy.

Ich richte mich in meinem Sitz auf und versuche, etwas zu erkennen.

Der Zug wird langsamer, dann bremst er.

Links und rechts von den Zugfenstern ist jetzt eine andere Schwärze zu sehen. Glänzend, wie feuchter Teer und so undurchdringlich, dass sich schlagartig ein Gefühl der Enge in meiner Brust breit macht. Weitere Mauern, die die Schienen vom Umland abschirmen. Ich weiß, dass es in England nicht anders aussieht – nur bin ich dort noch nie außerhalb der Metropole mit

dem Zug gefahren.

»Was jetzt?« Ich sehe zu Cy herüber.

Er zuckt die Achseln. »Hoffentlich nicht noch eine Kontrolle.«

Ich schaue mich um. Keiner der anderen Fahrgäste reagiert auf diesen Stopp. Alle sind in irgendetwas vertieft, die meisten in Träume.

Dann ruckelt der Zug wieder los und die Mauern ziehen schneller an uns vorbei, werden zu einem Strudel aus Finsternis. Ich entspanne mich und sehe dabei zu, wie wir eine Laserschranke passieren. Dahinter warten weitere Mauern.

»Warum dürfen wir das Niemandsland nicht sehen?«, frage ich, auch wenn ich mir die Antwort denken kann.

»Die Mauer führt den Zug sicher durch die Einöde«, erklärt Cy. »Gäbe es sie und die Laserschranke nicht, würde jeder einfach auf dem Gleisbett in die Stadt spazieren können.«

Ich verstehe. Trotzdem behagt mir der Gedanke nicht, all die Kilometer bis nach Madrid in diesem Tunnel aus Pech zu fahren. Ringsherum nichts als hoffnungslose Schwärze. Gerade, als sich dieser Gedanke in mir zu manifestieren droht, verwandelt sich das Glas der Fenster in eine Art Leinwand. Die Dunkelheit verschwindet und macht einer grünen Sommerlandschaft Platz. Wiesen ziehen vorbei, Wälder, kleine Seen und sogar ein Reh, das auf einer Lichtung steht.

Ich schließe nun doch die Augen. Künstliche Bilder brauche ich noch weniger als Schwärze.

KAPITEL 10

Der Aufzug rast seinem Ziel entgegen. Lynn hält sich unauffällig fest und betrachtet sich dabei im Spiegel, der die gegenüberliegende Kabinenwand ausmacht. Eine blasse, ovale Fläche mit zwei schwarzen Flecken darin, umrahmt von feuerrotem Haar – mehr erkennt sie nicht. Slade steht ihr direkt gegenüber, doch sie kann ihn mehr wittern als sehen. Seine Haut riecht kühl, seine Kleider ledrig und nach vielen Stunden der Jagd. Catrall steht dicht neben ihm, Spunk dicht neben Lynn, und damit ist die Kabine auch schon voll. Lediglich für ihre Waffen ist noch Platz. Sie hält ihren Bogen nach unten. Sie hat ihn selbst gebaut, viele Jahre ist das jetzt her. So viele Jahre, dass sich die Waffe für sie ganz natürlich anfühlt. Wie ein verlängerter Arm. Catrall stützt sich auf ihren Speer. Sie ist die einzige in Slades Gruppe, die damit jagt. Für Lynn wäre das Töten mit einer solchen Waffe zu wuchtig, zu direkt. Einen Pfeil schießt man ab, dann hat man nichts mehr damit zu tun. Jagd auf Distanz. So war es ihr schon immer lieber.

Ruckelnd kommt der Aufzug zum Stehen. Slade blickt auf. Seine Lippen verziehen sich zu einem dünnen Lächeln. Lynn beobachtet ihn durch ihre dunklen Gläser und versucht irgendein Anzeichen der Nervosität an ihm auszumachen, doch sie kann keines finden. Sie hat ihn noch nie aufgeregt oder gar ängstlich erlebt. Manchmal denkt sie, er ist tief im Inneren längst tot. Es fällt ihr schwer auszumachen, was in den kräftigen Körpern ihrer Kumpane, was hinter deren ebener Haut vor sich geht. Sie glaubt, dass das normal ist. Gefühle sind ... sie hat kein Wort, keine Beschreibung, keine nähere Definition für Gefühle.

»Seid ihr bereit, Freunde?« Slade mustert Spunk, dann Lynn.

Catrall lässt er außen vor, wahrscheinlich, weil er sich bei ihr sicher ist.

Lynn kann es ihm nicht verdenken. Catralls Gesicht ist eine ausdruckslose, harte Maske, ihre zackigen Brauen lassen sie grimmig wirken. Das blonde Haar hat sie zu einem strengen Zopf gebunden. Sie sieht, so findet zumindest Lynn, wie eine Kriegerin aus. Jemand, der Lust hat, jemand Anderen umzubringen.

»Was für eine Frage!« Neben Lynn nickt Spunk heftig und schultert seinen Bogen. Er trägt Handschuhe und Armschoner, was ihn wie einen Soldaten wirken lässt. Perfekt vorbereitet, ebenso tödlich wie Catrall.

Slades Kopf ruckt herum, nur minimal, doch Lynn spürt, dass sein Blick jetzt auf ihr ruht. Immer noch lächelt er, immer noch ohne das geringste Anzeichen von Emotion und zum ersten Mal, seit sie aufgebrochen sind, zweifelt Lynn an ihrer Entscheidung. Vielleicht ist sie hier fehl am Platz. Möglicherweise ist sie nicht so kalt wie Catrall, nicht so skrupellos wie Slade, nicht so kampfeslustig wie Spunk. Eigentlich ist ihr selbst nicht klar, weshalb sie unbedingt mitkommen wollte. Vielleicht wegen Sal und Jennings. Den beiden Cupids, die mit Slade auf die Jagd nach dem Mädchen gegangen und nicht wiedergekommen sind.

»Sie sind tot«, hatte Slade gesagt und im Hauptquartier herrschte minutenlang betretene Stille. Ein paar von ihnen warfen Slade böse Blicke zu, doch niemand sagte etwas. Bis zu dem Abend in Highworth. Bis klar wurde, dass sie nach Moskau müssen.

Lynn denkt an die letzte Besprechung im Hauptquartier zurück. Sie besprechen sich nicht oft, denn eigentlich ist ihnen stets klar, was sie zu tun haben: Kinder finden, immer mehr Kinder finden. Kinder herbringen und nutzen. Eigentlich geht es immer um die Kinder, genau wie jetzt. Aber diesmal ist es irgendwie anders.

»Wir sollten die ganze Sache hinschmeißen«, hat Jennings' Bruder bei der Besprechung gefordert. »Wir sollten das Mädchen vergessen! Es gibt genug Kinder.«

Lynn erinnert sich, wie Slade zu ihm herumgefahren ist. »Bitte?«, hat er gefragt. Nur dieses eine Wort.

Darauf reagierte Jennings' Bruder bereits ein wenig unsicherer: »Wir ... sollten es gut sein lassen.«

In diesem Augenblick hat Lynn gespürt, dass etwas geschehen würde. Slades Gesichtsausdruck hatte sich verändert und sie hätte viel darum gegeben, in dem Moment in seine Augen sehen zu können. Langsam kam er auf Jennings' Bruder zu, vorbei an der ganzen Gruppe, an allen, die zur Besprechung erschienen waren. Lächelnd blickte er auf seinen Gegner herab. Dann, rasend schnell, packte er dessen Kopf, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und ließ es aufflammen. Alle, auch Slade selbst, schauten weg. Nur Jennings' Bruder konnte nicht. Er schrie auf und versuchte, sich zu befreien, aber Slades Griff war viel zu fest.

»Wie fühlt sich das an?«, fragte er. »Wie fühlt sich das Licht in deinen Augen, wie fühlt es sich auf deiner Haut an? Tut es weh? Macht es dich rasend? Wünschst du dir in diesem Moment nicht, dir einfach die Augen aus dem Kopf reißen zu können?«

Jennings' Bruder wimmerte eine Antwort. Lynn biss allein bei der Vorstellung dessen, was er durchmachte, die Zähne aufeinander. Sie war oft genug dem Licht ausgesetzt gewesen, um zu wissen, wie es sich ins Hirn bohrte, wie es im Kopf brannte und tobte. Wenn es nur hell genug war, half es noch nicht einmal, die Augen zu schließen. Die Helligkeit drang mühelos durch die Lider und loderte weiter.

»Hör auf damit!«, flehte Slades Kontrahent, der in Sekundenschnelle zu seinem Opfer geworden war. »Hör sofort auf!«

»Wünschst du dir nicht ...«, fuhr Slade unbeirrt fort, »dass du

einfach in eine Flamme wie diese blicken könntest, oder in die Sonne, oder auf den gewöhnlichen, blauen Himmel, ohne dass du diesen Schmerz ertragen musst?« Er wartete auf eine Antwort, und als nur Gejammer kam, fuhr er sein Gegenüber an: »Wünschst du es dir nicht?«

»Doch«, wimmerte der Geblendete.

»Wünschen ...« Slade machte das Feuerzeug aus. Nur langsam trauten sie sich wieder, in seine Richtung zu blicken. Mit seiner Waffe in der Hand deutete er auf die Menge der Umsitzenden, der Reihe nach auf jeden von ihnen. »Wünschen wir uns das nicht alle?«

Vereinzelt Beipflichten, mehr aus Angst als aus Überzeugung. Der Geblendete sank zu Boden und presste sich die Hände gegen die Augen. »Du verdammter ...«, heulte er.

»Ob wir es uns wünschen!«, brüllte Slade.

Endlich bekam er die Zustimmung, die er wollte. Und dann fragte er, wer ihn nach Moskau begleiten würde, um den Auftrag auszuführen und Lynn sah ihre Chance gekommen. Sie riss die Hand in die Höhe und meldete sich freiwillig.

Sie erinnert sich an einen spöttischen Blick von Catrall und auch jetzt mustert sie sie, als sei Catrall sich sicher, dass Lynn gleich einen Rückzieher machen wird. Stattdessen strafft sie die Schultern, hebt den Bogen und sieht Slade fest an. »Ich bin so weit.«

»Gut.« Er greift an ihr vorbei und drückt auf den Knopf, der die Kabinentüren aufgleiten lässt. Von draußen strömt eiskalte Luft ins Innere und Lynn spürt, wie sich ihre Sinne schärfen. Sie hört den nächtlichen Lärm der Industrie – Stampfen, Sirren, das unterschwellige Summen von Elektrizität – und die fernen Geräusche der Stadt, bestehend aus Musik und dem Klirren von Glas an Glas. So lebendig. So fern.

»Keine Gefangenen«, weist Slade sie an. »Enttäuscht mich nicht.«

Damit verlässt er als Erster den Aufzug.

Catrall folgt ihm auf dem Fuß, die Spitze des Speers nun nach vorn gerichtet, dann kommt Spunk, dann Lynn. Schnell schaut sie sich auf dem Dach um. Es ist größer als es von unten den Anschein machte, ein kreisrunder Platz auf einem Hochhaus. Der Kombikopter steht am südlichen Ende, die Rotorblätter hängen schlaff herunter, die Motoren laufen noch nicht. Doch im Inneren brennt Licht und sie kann hinter den Milchglasfenstern schemenhafte Bewegungen ausmachen. Lynn beschleunigt ihre Schritte, um nicht zurückzufallen und überprüft im Gehen ihren Bogen. Die Waffe ist stabil, das Holz biegsam und geschmeidig. Sie ist eine passable Schützin, doch heute ist sie nervös, denn es ist etwas anderes, ob man hinter einem Kind oder hinter einer Gruppe von Erwachsenen her ist. Lynn fleht sich selbst an, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Im Grunde genommen sind Erwachsene sogar leichtere Beute als Kinder. Sie sind langsamer, schwerfälliger. Und bieten mehr Angriffsfläche.

Slade erreicht die Tür des Kombikopters. Rechts von ihm ragt eine Tragfläche aus der Seite der Flughybride und über ihm sehen die riesigen Rotorblätter immer noch aus wie die Blätter einer Pflanze, die zu lange nicht gegossen worden ist. Als Slade an die Kabinentür klopft, vibrieren sie lediglich sacht.

Stille im Inneren. Dann eine barsche Stimme: »Wer ist da?«

»Ein paar zusätzliche Passagiere«, antwortet Slade mit den Worten, die ihm sein geheimnisvoller neuer Freund aufgetragen hat. Er hat Lynn und den anderen von dessen Plan erzählt. Sein Freund wusste, dass heute Nacht dieser Flug in Richtung Moskau starten würde, und da man sie in einem gewöhnlichen Passagierflugzeug nicht mitnehmen würde, schlug er ihnen vor, sich einfach diese Maschine hier zu nehmen.

Nehmen, findet Lynn, klingt allzu einfach.

»Laut meinen Informationen sind wir vollzählig!«, antwortet die misstrauische Stimme aus dem Inneren.

»Nun, laut meinen nicht«, gibt Slade zurück.

Catrall seufzt und lehnt sich mit dem Rücken gegen den Kombikopter. »Elendes Pack«, murmelt sie vor sich hin.

»Lasst uns einfach die Tür einschlagen!«, fordert Spunk, doch Slade hebt gebieterisch die Hand.

»Wir sind doch keine Barbaren.«

Im nächsten Augenblick öffnet sich die Tür und ein Mensch, ein älterer Mann in einem schwarzen Anzug blickt ihnen entgegen. Erst wirkt er verwirrt, dann erkennt er sie, erkennt, was sie sind. Er reißt die Augen auf, schnappt nach Luft und will die Tür zuschlagen, doch er ist zu langsam.

Catrall schiebt ihren Speer dazwischen, sodass sie nicht einrasten kann. »Bitte sehr«, schnarrt sie.

»Ich bedanke mich.« Mit einem Satz ist Slade im Inneren der Maschine und sein erster Pfeil kommt zum Einsatz. Der ältere Mann geht zu Boden, sein weißes Hemd färbt sich rot. Nun stürmen Lynn und die anderen hinterher und genau wie erwartet finden sie im Inneren des Kombikopters einen weiteren Mann und zwei Frauen vor. Sie sind unbewaffnet. Sie rechnen mit keinem Angriff und erst recht nicht mit einem durch die Cupids, wieso sollten sie auch? Doch ihre Arglosigkeit wird ihnen zum Verhängnis. Es sind vor allem Slade und Catrall, die kurzen Prozess mit ihnen machen, dann werfen sie die drei achtlos nach draußen. Einzig der Pilot ist jetzt noch übrig. Er hockt auf seinem Sessel und blickt ihnen zitternd entgegen.

»Captain.« Slade stützt sich mit einem Arm auf Catralls Schulter ab, die ihren Speer reinigt und so gelangweilt wirkt, als wäre rein gar

nichts geschehen. Mit der freien Hand salutiert er huldvoll. »Wir melden uns pünktlich zu unserem Flug nach Moskau.«

»Ich ...«, stößt der Mann hervor. Hektische rote Flecken bilden sich auf seinen Wangen. Lynn fragt sich, wie es sich anfühlen würde, Mitleid mit ihm zu haben. »Ich kann Sie nicht nach Moskau fliegen, ich ...«

*»Ich fürchte, wir haben uns nicht klar genug ausgedrückt.«
Demonstrativ blickt Slade herüber zu Catrall.*

Sie lächelt und hebt den Speer. Dann richtet sie die Spitze auf die Brust des Piloten. »Flieg oder stirb«, sagt sie.

Der Pilot wählt die klügere Alternative.

KAPITEL 11

Meine Knochen fühlen sich steif an, als ich in den frühen Morgenstunden endlich aus dem Zug steigen kann. Wir sind fast die einzigen, die bis nach Lissabon durchgefahren sind. Ich recke mich und auch Mali scheint froh zu sein, nach draußen zu dürfen. Sofort eilt sie auf einen der Notrufmelder zu, von denen aus jeder Industrielle die Vigilanten zum Bahnsteig rufen kann, sollte mal keiner von ihnen in der Nähe sein. Ich kann sie gerade noch zurückziehen, ehe sie das Bein hebt.

»Mali«, zische ich. »Warte, bis wir draußen sind!«

Cy folgt uns und seufzt tief. »Menschliche Bedürfnisse«, sagt er schwermütig.

Ich runzle die Stirn. »Sie ist ein *Tier*, Cy.«

»Aber die Bedürfnisse sind die gleichen.« Er schließt zu uns auf, ein verträumter Ausdruck ist in seine Augen getreten. »Würdest du nicht auch manchmal gern einfach –«

»Cy!«, schaffe ich es gerade noch, ihn abzuwürgen.

Er grinst, spricht aber glücklicherweise nicht weiter.

»Ich wäre manchmal gern müde«, sage ich schließlich. Dann deute ich auf eine der verwaisten Kontrollschleusen. »Da lang.«

Wir gehen die Treppe herunter in die Bahnhofshalle. Die Luft ist tropisch warm und ich ziehe meinen Mantel aus, während ich mich umsehe. Ich war noch nie in Portugal, scheine jedoch auch nichts verpasst zu haben. Der Bahnhof gleicht St. Pancras bis auf das Licht, das durch das kuppelartige Glasdach fällt. Es sind echte Sonnenstrahlen. Die Menschen hingegen sind genauso gelangweilt wie bei uns, lassen sich einfach mit dem Strom treiben, Vergnüglicherem als einer Bahnfahrt entgegen.

Wir mischen uns unter die Leute und bei näherem Hinsehen entdecke ich doch noch Unterschiede. Die Reisenden haben eine gesündere Gesichtsfarbe als die Engländer, auf ihren Lippen liegt ein leichtes Lächeln.

»Wir fallen auf, so ohne Gepäck.« Cy schlendert mit mir in Richtung Ausgang.

Er hat Recht. Bis auf seinen Rucksack, in den wir die nötigsten Dinge gepackt haben, haben wir nichts dabei. Die anderen Reisenden lassen ihre Koffer von uniformierten Pagen hinter sich her ziehen. Ich entdecke ein kleines Mädchen, das sich lachend auf einen Trolley setzt und geschoben werden will.

Ob sie die Gabe hat?

Immer häufiger erwische ich mich dabei, wie ich andere Kinder mit Patience vergleiche, wie es mich mit Stolz erfüllt, wenn ich feststelle, dass sie mehr kann als andere. Ich fühle mich nicht nur verantwortlich für sie, ich freue mich auch, wenn sie ein Erfolgserlebnis hat und bin mit ihr traurig, wenn etwas schief geht. Manchmal denke ich, ich bin mehr als ihre Wächterin. Ich bin ihre Schwester, ihre Mutter und beste Freundin zugleich.

Wahrscheinlich bleibt so etwas nicht aus, so nah wie wir uns stehen, und ich komme mir unvollständig vor – von Minute zu Minute, in der sie nicht in meiner Nähe ist, mehr.

»Schon wieder ein Scan«, stöhnt Cy und deutet auf einen Pulk aus Menschen vor dem Bahnhofsausgang. Gerade wird eine weitere Schleuse geöffnet und wir werden herüber gewunken.

»Keine Panik«, sage ich und versuche, so selbstbewusst wie möglich auf den Kontrolleur zuzugehen. Dabei lasse ich meine Hüften ein wenig schwingen, wie es die anderen reisenden Frauen auch tun. In der Corsage fühle ich mich viel weiblicher und erwachsener als sonst. Mir fehlen nur noch die hohen Schuhe und

das Bild wäre perfekt.

Plötzlich packt mich eine Hand am Arm und reißt mich zurück, zieht mich in den Schatten zwischen einem Beautysalon und einem Fischrestaurant, das die Reisenden mit blauem, waberndem Licht anlockt.

»Cy, was –«

Er presst mir seine Hand auf den Mund.

Mali beginnt zu knurren. Erst leise, dann immer lauter und grollender. Gleich wird sie den ganzen Bahnhof zusammenbellen.

»Ssht, Mali, ssht!«, zischt Cy sie nun an, dann legt er seine Lippen an mein Ohr.

Ich spüre seinen warmen Atem, seine Haut an meiner. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Daran kann nur die drohende Gefahr schuld sein – was es auch immer für eine Bedrohung ist, die Cy da ausgemacht hat.

»Die suchen uns«, wispert er. »Warte hier und keinen Ton!« Damit lässt er mich los und verschwindet in der Menschenmasse.

Verwundert blicke ich hinterher. Sie suchen uns? Da wir ihnen keinen Grund dazu geboten haben, gehe ich davon aus, dass Cy Unrecht hat. Trotzdem wächst die Anspannung, als ich tatenlos zusehen muss, wie er sich immer näher an die Kontrolleure heranschleicht. Ich trete einen Schritt vor und spähe um die Ecke. Er steht nun seitlich zu den Männern, doch sie beachten ihn nicht. Viel zu sehr sind sie auf die Prozedur des Scannens konzentriert. Doch etwas ist anders. Immer wieder schauen sie von einem Panel-PC, den der eine von ihnen in der Hand hält, auf und in die Gesichter der Menschen. Prüfend und misstrauisch.

Cy scheint dies ebenfalls bemerkt zu haben. Er hockt sich auf den Boden und kramt in seinem Rucksack herum. Dann steht er auf und hält unauffällig etwas in die Richtung des Kontrollpunktes.

Einen kleinen Spiegel. Flüchtig wirft er einen Blick hinein und tut dabei so, als würde er sein Haar ordnen.

Ich kann sehen, wie seine Miene gefriert und erstarre, ohne gesehen zu haben, was er gesehen hat. Sein Gesicht spricht Bände und ich verschwinde wieder im Schatten. Nach wenigen Sekunden ist Cy bei mir.

»Sie haben unsere Bilder. Die aus der Wächterschule«, verkündet er. »Wir können unmöglich die Schleuse passieren.«

Ehe ich reagieren kann, hat er meine Hand genommen und eilt los, weg vom Ausgang, weg von der schützenden Menschenmasse, in der wir so schön untergegangen sind.

»Und jetzt?« Mein rasendes Herz schnürt mir die Kehle zu. Meine Gedanken überschlagen sich, versuchen herauszufinden, wo unser Fehler lag. Was haben wir falsch gemacht? Vielleicht haben sie irgendwie erfahren, dass wir ein Kind aus dem Land geschmuggelt haben oder –

»Stehen bleiben!«

In der ersten Sekunde bin ich versucht zu gehorchen. Ich bin Befehle und das bedingungslose Ausführen gewöhnt. Doch dann meldet sich mein Verstand und ich beschleunige meine Schritte, renne nun neben Cy durch den Bahnhof. Nur widerwillig machen die reisenden Industriellen uns Platz, denn öffentliches Rennen ist verpönt und wirkt immer verdächtig.

»Hey, ihr da! Stehen bleiben!« Die Stimme des Kontrolleurs klingt schneidend und schallt durch die Bahnhalle, als hätte er ein Mikrofon. Er spricht Englisch, hat aber einen starken Akzent, was ihn umso strenger klingen lässt.

Cy zieht mich die Stufen zu den Gleisen hoch. Mali und ich folgen ihm. Meine Hündin hat die Zunge aus dem Maul hängen und die Ohren aufgestellt.

»Stopp! Oder wir schießen!«

Sie bluffen nur. Außer Elektro-Tasern dürfen sie genau wie alle anderen keine Waffen tragen und ich bezweifle, dass sie gleich in Cupidmanier Pfeil und Bogen zücken werden.

Als wir den Treppenabsatz erreicht haben, gönne ich mir einen Blick zurück. Die Kontrolleure sind zu dritt, haben auf den Stufen aber ganz schön viel Boden eingebüßt.

»Komm!« Cy zieht mich mit sich und läuft immer weiter auf das Ende des Bahnsteigs zu. Die wenigen wartenden Menschen springen erschrocken zur Seite.

»Cy.«

Er spurtet weiter.

»Cy!« Ich drücke seine Hand, aber er schüttelt nur den Kopf.

»Halt!« Schon wieder die Beamten mit den Tasern. Ihre Stimmen klingen jetzt näher.

Nur noch wenige Meter bis zu der Absperrung, die lebensmüde Stadtbewohner davon abhalten soll, vor einen einfahrenden Zug zu springen. Wir sitzen in der Falle.

»Cy!!«

»Schnell!« Im Laufen lässt er mich los und hebt Mali vom Boden. Sie strampelt, macht aber keine Anstalten, ihn zu beißen.

»Über den Zaun!«

Ich überlege nicht lange und ziehe mich an den Metallgittern nach oben. Sie sind nicht besonders hoch, doch dafür geht es auf der anderen Seite umso tiefer herunter. Gute vier Meter trennen meine Füße nun von den Gleisen. Das ist nichts. Weniger als der routinierte Sprung aus dem Speisesaalfenster, der bis vor Kurzem zu meinem Alltag gehörte. Ich lasse mich fallen und es kommt mir trotzdem wie eine Ewigkeit vor, bis ich den Boden erreiche. Sogleich hebe ich die Arme in die Luft.

»Mali!«, schreie ich und Cy versteht.

So geschickt es mit meinem Hund auf dem Arm geht, erklimmt er den Zaun.

Ich kann die Kontrolleure von hier unten sehen. Cy hat nur noch wenige Sekunden Zeit, bis sie bei ihm sind. »Schneller!« Ich werfe einen Blick hinter mich. Wenn jetzt der Zug kommt, ist alles vorbei.

Cy hält Mali über die Absperrung und ich hoffe, dass sie diese Höhe übersteht. Ich strecke erneut die Arme nach ihr aus.

»Bereit!«, rufe ich und Cy lässt los.

Mit rudernden Vorder- und Hinterläufen plumpst Mali mir entgegen. Zusammen fallen wir ins Gleisbett. Ich lande hart auf dem Hosenboden und Mali mit den Pfoten mitten in meinem Magen. Sofort leckt sie mir über die Wange und ich kann nicht anders, als ihr einen Kuss auf die feuchte Schnauze zu drücken, bevor meine ganze Aufmerksamkeit wieder Cy gilt.

Einer der Kontrolleure hat ihn am Fuß gepackt und versucht, ihn vom Zaun zu zerren. Ein anderer rennt aufgeregt am Bahnsteig entlang und sucht offenbar nach einer Möglichkeit, zu mir herunter zu steigen. Dann ist ihm das Risiko, von einem Zug erfasst zu werden wohl doch zu groß, denn er wendet sich wieder Cy zu.

Dieser tritt aus und trifft den Kontrolleur an der Schläfe. Stöhnend fällt er zu Boden, doch nun zückt ein anderer Mann seinen Taser. Kurzerhand springt Cy zurück auf den Bahnsteig und lässt es auf einen Kampf ankommen. Mit gezielten Fausthieben setzt er den ersten Kontrolleur außer Gefecht, dann attackiert er den zweiten.

Ich hebe zwei Steine aus dem Gleisbett und wiege sie in der Hand. Dann passe ich den richtigen Zeitpunkt ab, um Cy nicht zu

verletzen und werfe. Aber meine Steine kommen mit zu wenig Wucht auf der anderen Seite des Zauns an und reichen nur aus, um als Ablenkung zu dienen. Cy nutzt die Gelegenheit und setzt den zweiten Angreifer matt. Wie ich jedoch befürchtet habe, kommt von der Treppe her Verstärkung auf die Plattform gelaufen.

»Schnell jetzt!«

Endlich schafft Cy es, den dritten Mann niederzuschlagen und den Zaun zu überwinden. Er landet neben mir. »Weiter!« Wieder nimmt er meine Hand, wieder rennen wir drei zusammen los. Diesmal ist der Weg allerdings holpriger. Schienen und lose Steine sorgen dafür, dass wir regelmäßig aus dem Tritt geraten. Ich versuche, mich zu orientieren. Damit wir nicht in Richtung Niemandsland laufen, ziehe ich Cy bei der nächsten Weiche scharf nach links. Die Gleise sind hier erst von spärlichem Gras und schließlich von breiten, baumbewachsenen Grünstreifen gesäumt. Wir preschen auf einen davon zu und entfernen uns immer mehr vom bunten Treiben des Bahnhofs. Die Stimmen verklingen und mit jedem Meter, den wir zurücklegen, wird die Gewissheit größer, dass wir es geschafft haben.

»Wir hatten Glück, dass uns kein Zug erwischt hat«, sagt Cy und sinkt neben mir ins Gras. »Manche Schnellbahnen schaffen fast 450 Meilen. Die hätten wir noch nicht einmal kommen sehen.«

»Aber wir hätten die Vibration der Schienen gespürt.« Ich sehe in den blauen Himmel und suche vergebens nach einem kleinen Tupfer Weiß.

Cy streckt sich neben mir im Schatten aus. Ich blicke zu ihm herüber. Sein Brustkorb hebt und senkt sich gleichmäßig, auf seinen Zügen liegt ein amüsiertes Ausdrück. »Vorhin auf den

Gleisen wirktest du nicht so cool.« Er erwidert meinen Blick und wird ein bisschen ernster. »Auch Watcher dürfen Angst haben, weißt du?«

Ich verdrehe die Augen. Was glaubt dieser Kerl eigentlich, wer er ist? Ich bin seit sechzehn Jahren und vier Monaten Wächterin, er muss mir nichts darüber erzählen. Anstatt auf seine Belehrung einzugehen, frage ich: »Was glaubst du, warum sie hinter uns her waren?«

»Vielleicht, weil wir Patience ohne Erlaubnis aus der Stadt gebracht haben.«

»Habe ich auch schon überlegt.« Ich setze mich auf und streiche mir mit beiden Händen lange Haarsträhnen aus dem Gesicht, die sich aus meinem Zopf gelöst haben. »Aber woher sollen sie überhaupt wissen, dass sie weg ist?«

»Von den Lehrern?« Cy hebt ratlos die Hände.

»Ich muss mit Patience' Vater reden. Sobald wir sie in Sicherheit gebracht haben, rufe ich ihn an.« Ich stemme mich in die Höhe und auch Mali steht auf, ist sofort startbereit. »Genug ausgeruht«, sage ich und gehe los.

Cy lacht, dann höre ich das leise Rascheln von Gras und seine schweren Schritte. »Genug ausgeruht«, stimmt er mir zu und nimmt meine Hand, als wäre das ganz selbstverständlich.

KAPITEL 12

Die Metropole Lissabon ist riesig und ganz anders als London. Die Industriellen leben nicht in protzigen Glaskonstruktionen, sondern in verwinkelten weißen Häusern mit roten Dächern, die sich bis zum Meer ziehen. Selbst die Architektur des Stadtkerns ist altmodisch, so wie nur noch wenige Gebäude bei uns. Hier, in Portugal, fehlen der kalte Stahl und das Glas, das im Zentrum von London regiert. Nur eines ist gleich: Irgendwo am Rande der Stadt ragen dunkle Bauten empor. Fensterlos und anonym zeigen sie, dass es keine Rolle spielt, wer die Räume hinter den dicken Mauern bewohnt. Das *Arbeiterviertel*.

Und auch die rauchenden Schornsteine der Industrie sehen genauso aus wie bei uns. Qualmende Ungetüme, die so hoch sind, dass es scheint, als wollten sie mit dem Himmel verschmelzen.

Ich wende mich von dem trostlosen Bild ab und dem Meer zu. Es liegt ganz ruhig da, nur ein paar sanfte Wellen kräuseln sich an der Oberfläche. Ich habe mal gehört, dass die Metropolen, die keinen direkten Zugang zum Meer haben, irgendwann aussterben werden. Wien und Prag und Bern ... Nicht autark genug, heißt es. Und da sich die Metropolen untereinander immer mehr anfeinden, kann ich mir gut vorstellen, dass etwas an diesen Gerüchten dran ist.

»Was sagst du dazu?«

Ich habe gar nicht bemerkt, dass Cy zurückgekehrt ist und wie er sich neben mich auf den Felsen gesetzt hat, von dem aus ich aufs Wasser schaue. Irgendwie schafft er es, dass ich seine Anwesenheit nicht als Bedrohung empfinde, dass meine Instinkte nicht in Alarmbereitschaft sind, wenn er sich mir nähert. Vielleicht

liegt es daran, dass wir beide Watcher sind.

Er lächelt und hält mir zwei Dinge hin: ein gebratenes Stück Fleisch, das ich an Mali verfüttere und einen farbenfrohen Zettel mit einem Zirkuszelt darauf. »Ist er das vielleicht?«

Ich muss erst einmal meine Gedanken ordnen. Während der wenigen Minuten, in denen sich Cy in der Stadt umgesehen hat, bin ich komplett darin versunken. »Ja, ich denke schon ...«

Eingehend betrachte ich den Zirkus auf dem Flyer.

Sierra Fantastica steht in geschwungenen Zickzack-Lettern über der Zeltspitze. Luftballons und gemalte Musiknoten steigen in den Nachthimmel, an dem ein leuchtender Vollmond steht. Vor dem Zelt sind Silhouetten zu sehen, von Akrobaten, Tieren und Gerätschaften, die ich nicht benennen kann.

»Das ist er«, sage ich schließlich und drehe den Zettel um.

»Santarém?« Ich bin mir nicht sicher, ob ich von diesem Ort schon einmal gehört habe. »Sagt dir das etwas?«

Cy schüttelt den Kopf. »Nein, aber ich habe mich umgehört. Wir müssen über die Ponte de D. Luís, um den Fluss Tejo zu überqueren. Der Zirkusplatz befindet sich dort, wo früher Santarém war. Leider ist die Brücke nur für Autos geöffnet. Keine Stadtbahn, keine Fußgänger, keine Möglichkeit für uns, rüber zu kommen.«

Ich glaube, nicht richtig zu hören. Wie viele Steine sollen uns denn noch in den Weg gelegt werden? Dass die Stadtbahn nicht in diesen Ort fährt, bedeutet, dass der Zirkus nur eine Unterhaltungsmöglichkeit nur für die Industriellen ist. Für die, die selbst Auto fahren oder Chauffeure haben. Wie in jeder Metropole sind solche Gefährte nur den Reichen und wenigen Arbeitern erlaubt; Krankenwagenfahrern, Müllmännern, Lebensmitteltransporteuren. Den sogenannten *Carriers*. Doch ihre

Wagen verfügen stets nur über einen, höchstens zwei Sitze und sind zudem mit Kameras ausgestattet. Von denen wird uns keiner mitnehmen können.

Ich schaue Mali dabei zu, wie sie das Fleisch mit den Pfoten zu Boden drückt, während sie genüsslich darauf herumkaut. Manchmal denke ich, dass Hunger etwas Wunderbares sein muss. Wenn man denn etwas zu essen hat. Von Zeit zu Zeit versuche ich, mich an dieses Gefühl zu erinnern, doch es geht nicht. »Es gibt nicht zufällig ein Krankenhaus in Santarém?«

»Soweit ich weiß, ist da drüben nur der Zirkus.«

In Gedanken versunken beiße ich mir auf die Unterlippe. Wenn es eine Klinik geben würde, könnte zumindest einer von uns kurz vor der Brücke einen Zusammenbruch vortäuschen und es auf diese Weise herüberschaffen. So allerdings ... Ich hebe den Kopf und merke, dass Cy mich anstarrt. Verwirrt blicke ich zu ihm herüber. Der Seewind zerwühlt sein Haar, die Sonne lässt goldene Reflexe darin leuchten. Ein leichtes Lächeln umspielt seine Lippen und lässt ihn für einen Augenblick wie einen frechen Internatsschüler aussehen.

»Was ist?«

»Du hast da so eine kleine Falte auf der Stirn, wenn du nachdenkst. Die lässt dich immer ein bisschen sauer aussehen.« Er streckt die Hand aus und fährt mit den Fingern über meine Haut. Ich denke, dass endlich sämtliche Alarmglocken in mir losschrillen sollten, dass ich ganz automatisch aufspringen und Cy mit einem gezielten Angriff zu Fall bringen sollte, doch nichts dergleichen geschieht. Stumm warte ich, bis er die Hand sinken lässt. Er blickt mich an, als ob er irgendeine Reaktion von mir erwartet. Ich spüre seine Berührung noch wie ein saches Kribbeln. Wovon hat er noch gleich gesprochen?

»Auf jeden Fall ...«, beginne ich und überlege fieberhaft, was ich sagen kann. Dann schaffe ich es endlich, aufzustehen. »... sollten wir uns diese Brücke mal ansehen. Vielleicht finden wir dort irgendeine Lösung.«

KAPITEL 13

Wir müssen durch eines der opulenten Villenviertel Lissabons, um nach Santarém zu kommen. Die Sonne knallt auf den Asphalt der Straße, die die Grundstücke voneinander trennt. Seit gefühlten Stunden löst links und rechts neben uns eine Mauer die nächste ab. Was den Schutz ihres Eigentums angeht, sind die Lissaboner nicht anders als die Londoner. Sandfarbene Mauern, rote Mauern, Mauern aus dunkelgrauem Schieferstein ... alles für das Gefühl von Sicherheit in einer ohnehin abgeriegelten Stadt. Hinter den Schutzwällen ragen die Flachbauten auf, die einander in ihrer Pracht zu überbieten versuchen. Die meisten von ihnen haben gleich mehrere Balkone, versehen mit Säulen, an manchen davon klettern bunte Blumenranken hinauf. Erst auf den zweiten Blick wird das Panzerglas sichtbar, das sie vor Beschuss schützt, genau wie die Laserschranken und Kamerasysteme.

»Warte einen Moment.« Unter einer der künstlichen Palmen, die die Straße säumen, bleibe ich stehen und genieße den Schatten, während ich Cy an seinem Rucksack zu mir zurückziehe. »Gib mir das Wasser.«

Cys Haar ist von Schweiß so nass, dass es viel dunkler aussieht und er hat sein Hemd ein gutes Stück weit geöffnet, was ihn nicht gerade besser in die Umgebung passen lässt. Auch seine Brust ist gebräunt, bis auf einen kleinen hellen Fleck unter dem Anhänger seiner Kette. Ehe ich ihn näher erkennen kann, geht Cy in die Hocke, nimmt das Gepäck von seinem Rücken. »Daran hätten sie denken sollen, als sie unsere Chips programmierten. Dafür zu sorgen, dass uns Hitze nichts mehr anhaben kann.«

»Sie kann uns doch nichts anhaben«, antworte ich und streiche

mir eine feuchte Strähne aus der Stirn. Es stimmt. Niemand von uns wird einen Sonnenstich oder einen Hitzschlag erleiden, niemand von uns wird verdursten. Dennoch weiß ich, was er meint: Wir schwitzen, uns ist warm, aber wir können nicht dagegen an trinken, so wie es Menschen tun. Es würde rein gar nichts ändern, weil unser Körper die Flüssigkeit nicht braucht. Unsere ganze Existenz ist ein künstlicher, widersinniger Zustand und doch der einzige Zustand, den ich kenne.

»Kannst du dich an davor erinnern?«, frage ich, während ich Cy die Wasserflasche aus der Hand nehme und sie aufdrehe. Dann hocke ich mich ebenfalls hin und gieße etwas von der Flüssigkeit in meine gewölbte Handfläche. Malis Nase zuckt, sie dreht sich zu mir herum und fängt sofort an zu trinken.

Cy antwortet nicht.

»Cy?«, frage ich und blicke auf.

Er sieht Mali zu, seine Hände liegen unbewegt auf dem geöffneten Rucksack.

Als er meinen Blick bemerkt, geht ein Ruck durch seinen Körper und er schnellt in die Höhe. »Natürlich nicht«, sagt er. »Wozu auch? Die Vergangenheit ist ...«

»Nichts als ein Schatten, ich weiß.« Ich wende mich Mali zu und gieße ihr noch eine Handvoll Wasser ein. Ich kann mich nur zu genau an die Worte erinnern, die meine Ausbilder mir immer und immer wieder eintrichterten. Ich denke, das können wir beide, und doch wiederholt Cy sie, wobei ein ganz leicht ironischer Ausdruck seine Lippen umspielt.

»Alles was du bist ist ein Watcher. Alles, was zählt, ist dein Schutzbefohler. Die Vergangenheit ist nichts als ein Schatten. Die Zukunft ist nichts als Nebel. Alles, was wichtig ist, ist hier und heute für deinen Schutzbefohlenen zu sorgen.«

»Blöd, dass ich gefragt habe.« Ich gebe ihm das Wasser wieder und stehe auf. »Sehen wir zu, dass wir voran kommen.«

Eine Weile gehen wir schweigend nebeneinander her und hängen unseren Gedanken nach. Meine gelten Patience. Ich wünschte, ich hätte eine Möglichkeit, mit ihr zu sprechen. Ihr zu sagen, dass ich fast bei ihr bin und dass es nicht mehr lange dauert, bis ich sie abhole.

»Vorsicht!«, ruft Cy auf einmal und zerrt mich zur Seite, als ein Auto von einem der Grundstücke hinter uns auf die Straße schießt. Lautlos rast es an uns vorbei.

»Ein Bürgersteig wäre vielleicht nicht schlecht«, grummle ich.

»Tz!« Cy blickt sich um. »Wahrscheinlich fahren sie den extra aus, wenn einer von diesen Snobs mal einen Spaziergang machen will.«

Ich wundere mich über seine Wortwahl und blicke dem Auto nach, bis es eine Kreuzung erreicht hat. Dann leuchtet sein Rücklicht rot auf und es kommt hinter zwei anderen Wagen zum Stehen, die darauf warten, in die nächste, etwas größere Straße einbiegen zu können.

»Siehst du das?«, fragt Cy neben mir, auf einmal regelrecht erfreut.

»Ein Verkehrsstau«, antworte ich wenig begeistert.

»Das meine ich nicht!« Cy packt mich am Arm und zieht mich ein Stück schneller mit. »Ich glaube, wir können uns den Gewaltmarsch sparen!«

»Ach ja?« Ich blicke zu ihm herüber und folge dann seiner ausgestreckten Hand. Zwischen einigen Autos, die sich auf der Straße stauen, steht ein altmodischer Planwagen, gezogen von zwei Pferden, die unruhig auf der Stelle treten. Kleine Lichter sind in die Mähnen der Tiere eingewoben und überziehen den ganzen

Kutschbock, die Plane des Wagens leuchtet in allen Regenbogenfarben. Eine Ballerina ist darauf gemalt worden, die sich, wenn man den Kopf ein bisschen neigt, ganz langsam zu drehen scheint.

»Der gehört doch garantiert zum Zirkus!«, ruft Cy und will schon auf den Wagen zustürmen, aber ich ziehe ihn am Arm zurück.

»Und was hast du jetzt vor?«, zische ich. »Einfach aufspringen und mitfahren?«

»Nein, aber für ein paar AMOC nimmt er uns doch sicher mit nach Santarém.«

»Hast du denn ein paar AMOC?«

Cy versteht, worauf ich hinaus will und sein Blick wird düster.

»Du doch sicher«, sagt er.

»Schon, aber meine Reserven sind nicht unendlich. Das Leben in Woodpery ist nicht billig und die Reise zurück nach London wird auch einiges kosten. Ich kann mein Geld nicht einfach so zum Fenster herauswerfen.« Ich blicke herüber zur Kreuzung. Der Stau hat sich noch nicht aufgelöst, die vor den Wagen gespannten Pferde trippeln unruhig auf der Stelle. »Warum hast *du* nichts?«

»Ich lebe auch auf dem Internat?«, fragt Cy empört.

»Draußen in der Wildnis«, antworte ich. »Du hast keine ordentlichen Sachen, du hast keinen Hund ...«

Ohne, dass ich ihn ansehen muss, spüre ich, wie ihn meine Worte treffen. Unangenehmes Schweigen breitet sich zwischen uns aus, und die Geräusche der Stadt um uns herum scheinen zeitgleich lauter zu werden. Stimmengewirr, Lachen, Musik, aus der Ferne das Rauschen des Meeres.

»Ich gehe jetzt da rüber und frage, ob er uns mitnimmt«, sagt Cy und dreht sich weg.

Ich halte ihn an der Schulter zurück. »Warte. Lass mich das

machen.« Ich bedeute Mali, dass sie bei ihm bleiben soll, dann lasse ich den Rest der Fußgängerzone hinter mir und trete auf die Straße.

KAPITEL 14

Der Mann, der auf dem Kutschbock des Planwagens hockt, ist klein, untersetzt und hat einen altmodischen Bart, der seine Oberlippe in Gänze verdeckt. Eine Schiebermütze sitzt seitlich auf seinem Kopf, graues Haar lugt darunter hervor.

Ich schiebe mich zwischen zwei Autos hindurch, die lautlos wartend auf der Straße stehen, mit schrägen Scheinwerfern, die wie wütende Augen aussehen. Die Fahrer kann ich durch die verdunkelten Scheiben nicht erkennen – wenn es überhaupt welche gibt. Manche Industrielle, die reichsten unter ihnen, lassen ihre Wagen eigenständig fahren. Die Carriers müssen es selbst tun, was nicht immer gut ausgeht, wie die Ursache des Staus verrät. Nur ein paar Meter vor uns, an der nächsten Kreuzung, sind ein Auto und ein mittelgroßer Lieferwagen ineinander gefahren. An der Seite des Lieferwagens ist eine virtuelle Kuh zu sehen, durch den Aufprall ins Flackern geraten. Die Kuh steht auf einer Wiese mit leuchtend grünem Gras, frisst und wedelt mit dem Schwanz wie ein Hund. Was für ein absurder Anblick, und doch erscheint er mir irgendwie richtig. Passender als die winzigen Pferche, in denen das Vieh normalerweise steht. Ein Schriftzug erscheint unter den Beinen des Tieres: *ENTCEREBRIERTE KÜHE GEBEN GLÜCKLICHES FLEISCH*

Dann flackert das Bild stärker denn je und der Schriftzug wird zu *ENTCCCRIERTE K%RHE GEBEN GL%RCKLCCCHES FLEISCCC*

Entcerebriert. Ein geschöntes Wort für hirnlos. Ich habe von dieser neuen Technik gelesen und sie lässt mich jedes Mal erschauern, wenn ich daran denke. Wenn Tiere von Natur aus kein Hirn haben sollten, hätten sie keins. Sekundenlang betrachte ich

das ungewöhnliche Bild, dann entdecke ich den Carrier, der den Transporter gefahren haben muss. Er lehnt am Führerhaus und ist totenbleich.

»Sehen Sie das?«, schreit eine Frau, die vor ihm steht und auf ihr eigenes Gesicht deutet. Eine Schramme teilt ihre gepuderte Wange, nicht sonderlich groß, aber blutig. »Sehen Sie, was Sie da angerichtet haben?«

Der Mann murmelt etwas, das ich von hier aus nicht verstehen kann, doch das muss ich auch nicht. Was nun passieren wird, ist klar. Gleich tauchen die Vigilanten auf und nehmen den Fahrer fest. Seinen Job ist er los, ohne jeden Zweifel, denn seinetwegen ist eine Industrielle zu Schaden gekommen und ihr Auto, das die gleiche Farbe hat wie ihr leuchtend violettes Haar, ist Schrott. Wenn der Carrier Glück hat, kommt er mit dem Leben davon. Wenn er Pech hat, wird es im Estádio da Luz, das in Lissabon die gleiche Funktion hat wie der Piccadilly in London, bald eine Damnatio geben. Das kommt ganz darauf an, ob und wie schnell sich diese Frau besänftigen lässt. Doch im Moment sieht es nicht aus, als würde sie sich bald beruhigen und der unglückselige Fahrer macht keine Anstalten, um sein Leben zu kämpfen. Ich glaube, manche der Arbeiter sind froh, wenn sie es hinter sich haben.

Ein neuerliches Flackern auf dem Truck neben dem Carrier.

ENTCCCRIERTE K%RHE GEBEN GL%RCKLCCCHES FLEISCCC

Ich wende den Blick ab und konzentriere mich wieder auf mein Ziel. Es gibt nichts, das ich für diesen Mann tun könnte.

»Entschuldigen Sie.«

Der Schnauzbärtige auf dem Kutschbock, der ebenfalls völlig vertieft in das Spektakel vor seinen Augen ist, fährt zusammen, als ich ihn anspreche und dreht den Oberkörper in meine Richtung.

Kleine Augen, die fast vollständig im Schatten seines Mützenschirms liegen, mustern mich von oben bis unten.

»Ich habe eine Sondergenehmigung!«, sagt der Mann in gebrochenem Englisch. Das R klingt bei ihm, als würde er mit einer Flüssigkeit gurgeln. Er greift nach einer abgewetzten Ledertasche, die neben ihm auf der Bank steht und wühlt hektisch darin herum.

»Ich gehöre zur *Sierra Fantastica* und war in der Industrie, um Tierfutter zu kaufen, Heu für die Pferde und Fleisch für die Wildkatzen, Sie können das gerne kontrollieren!«

»Nein nein, schon gut, ich ... ich bin keine Kontrolleurin.«

Wieder zucken die Augen des Mannes zu mir herüber und er scheint zu verstehen, dass ich zu jung für diesen Job bin. »Was gibt es denn dann?«, fragt er, auf einmal eine ganze Spur unfreundlicher.

»Ich brauche eine Mitfahrgelegenheit nach Santarém.«

»Kein Platz«, raunzt er misstrauisch und stellt demonstrativ seine Tasche zwischen sich und mich, dorthin, wo eigentlich sehr wohl ein Sitzplatz frei wäre. Das hätte ich mir denken müssen. Er hat keinen Grund, mir einen Gefallen zu tun.

Hilfesuchend sehe ich mich nach Cy um und entdecke ihn am Straßenrand. Mit Mali an der Leine steht er vor den weiß getünchten Toren eines Grundstücks. Gleich mehrere Kameras haben sich auf ihn gerichtet, was er anscheinend bemerkt hat, denn er trägt jetzt wieder seine Jacke und hat sich die Kapuze aufgesetzt. Trotzdem hebt er die freie Hand zu seinem Kopf und tut, als würde er sich betont elegant durchs Haar fahren. Dann deutet er auf mich. Zweifelnd erwidere ich seinen Blick. Ich habe keine Ahnung, was er mir damit sagen will. Vielleicht wäre es doch klüger, wenn er mit dem Fahrer sprechen würde, von Mann zu Mann. Ich schüttele leicht den Kopf und kann förmlich spüren, wie

Cy die Augen verdreht. Dann lässt er Malis Leine ein wenig lockerer und greift sich mit beiden Händen an die Brust, als hätte er einen Busen, den er zurechtzurücken versucht. Als ich verstehe, worauf er hinaus will, klappt mir beinahe die Kinnlade herunter. In diesem Augenblick höre ich das Geklapper von Hufen. Der Planwagen setzt sich langsam in Bewegung. Ein Blick auf die Unfallstelle verrät mir, dass der geschockte Carrier seine Erstarrung zumindest soweit überwunden hat, dass er es schafft, seinen Laster von der Straße zu fahren. Eine kleine Schneise ist schon frei, durch die sich nacheinander die ersten Autos quetschen.

»Warten Sie!« Kurzerhand wende ich mich den Pferden zu und sage »Brrr«. Sofort bleiben sie stehen.

»Mädchen!« Der Kutscher wirft mir einen genervten Blick zu. »Wenn du hier wohnst, frag deinen Daddy nach seinem Auto, wenn du hier arbeitest –«

Er stockt, als ich ihn anlächle, so verführerisch ich kann. Zumindest glaube ich, dass es verführerisch aussieht. Ich senke leicht den Kopf und lasse den Mund offen, sodass es mehr ein Grinsen ist. »Bitte«, sage ich. »Ich will unbedingt zu diesem Zirkus und ... Sie fahren doch sowieso in die Richtung.«

»Ich weiß nicht«, knurrt er. »Ich will keinen Ärger.«

Wieder schaue ich herüber zu Cy. Die Geste, die er diesmal macht, verstehe ich sofort. Unauffällig ziehe ich mein enges Korsett ein kleines Stück herunter und die Augen des Mannes wandern sofort in meinen Ausschnitt. Ich fühle mich nicht wohl dabei, aber es geht um Patience und für sie ist mir jedes Mittel recht.

»Ich mache keinen Ärger«, sage ich und versuche noch ein Lächeln. »Ich möchte nur ein bisschen Spaß.«

Der Fahrer des Planwagens nestelt mit den Fingern an den Zügeln herum, während er sichtlich mit sich ringt. Schließlich nimmt er seine Mütze ab, wischt sich mit dem Ärmel über die braungebrannte Stirn. »Also gut«, sagt er. »Wenn die *Sierra Fantastica* schon einmal hier ist, dann solltet ihr jungen Dinger sie auch nicht verpassen!«

»Danke«, hauche ich und klettere auf den Kutschbock. Dann winke ich Cy zu mir herüber. »So großzügig, wie Sie sind, macht es Ihnen doch sicher nichts aus, meinen Bruder und meinen Hund auch noch mitzunehmen ...«

Die Augen des Fahrers schnellen zu Cy herüber, der mit Mali an der Seite über die Straße marschiert kommt und dabei geschickt den Autos ausweicht. Er hat sich nicht die Mühe gemacht, sein Hemd zuzuknöpfen, der Anhänger seiner Halskette funkelt auf seinem muskulösen Oberkörper.

»Im Laderaum ist noch Platz«, knurrt der Schnauzbärtige beleidigt. »Und nicht, dass der Köter mein Katzenfutter anfrisst.«

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob er Mali oder Cy damit meint.

KAPITEL 15

Der Kutscher steigt vom Bock und macht ein paar widerwillige Schritte zur Rückseite des Wagens. Ich folge ihm und mir entgeht nicht, wie missbilligend er meinen Begleiter mustert. Er murmelt etwas Unverständliches, dann hält er Cy und Mali die Plane auf. Ich kann einen Blick auf das Heu werfen, das sich bis an die Decke türmt, davor steht eine ganze Ladung brauner Holzkisten. Ein süßlicher Geruch dringt aus dem Inneren des Wagens.

»Sagten Sie nicht, da drinnen wäre noch Platz?«, fragt Cy mürrisch.

»Mehr als vorne zumindest«, schmunzelt der Kutscher. Oben rechts fehlen ihm die Backenzähne und sein Eckzahn ist zu einem Stumpf abgebrochen.

»Und Luft wäre auch nicht schlecht.« Cy hebt Mali ins Innere des Frachtraumes, dann klettert er ihr hinterher.

»Hör mir mal zu, Junge, du bist in Lumpen gehüllt und ihr seid allein und zu Fuß unterwegs. Die rührselige Geschichte, die deine hübsche Freundin mir aufgetischt hat, glaub ich euch nicht für drei AMOC. Trotzdem nehme ich euch mit. Da würde sich doch wohl nur ein ziemlicher Schwachkopf beklagen, oder?«

Cy blickt den Kutscher finster an, dann setzt er sich resigniert auf eine der Kisten. »Also gut. Es gibt schließlich Schlimmeres als eine Kutschfahrt zwischen stinkendem Heu und altem Fleisch.« Während der Fahrer und ich nach vorn gehen, höre ich ihn hinzufügen. »Auch, wenn mir gerade nichts einfällt.«

Der Kutscher hilft mir beim Aufsteigen, seine Hand ist klebrig und warm.

»Danke«, sage ich und nehme auf der unbequemen Holzbank

Platz. Eines der Pferde hat den Kopf gedreht und ich strecke die Hand aus, um seine Flanke zu streicheln. Es ist nicht so wohlgenährt wie die Tiere auf dem Internat, sein Fell ist stumpf und von kleinen Wunden durchzogen.

»Die Biester machen, was sie wollen«, knurrt der Kutscher und lässt seine Peitsche knallen. Sofort setzen sich die Pferde in Bewegung und ein Auto, das sich gerade an uns vorbei manövrieren wollte, muss scharf bremsen.

»Vorsicht!«, sage ich. »Sonst verursachen Sie den nächsten Zusammenstoß.« Wir passieren den Truck und ich kann den unglückseligen Fahrer, der den Unfall verursacht hat, aus der Nähe sehen. Mit leerem Blick sitzt er hinter dem Steuer, seine Unterlippe zittert.

Neben mir stößt der Kutscher ein kratziges Lachen aus. »Armes Schwein«, ruft er vergnügt. »Möchte nicht in seiner Haut stecken.«

»Wer will das schon«, sage ich leise. Dann liegt die Unfallstelle hinter uns und der Verkehr wird fließender. Die Autos verteilen sich auf zwei Spuren, die beide eine ganze Weile geradeaus führen. Neben uns werden die Grundstücke immer größer und die Villen immer weniger. Wir kommen an einer Residenz vorbei, die von oben bis unten in schimmerndem Rosa gestrichen ist. *Casa Nostalgia* steht in goldenen Lettern auf der Mauer, die ebenfalls rosa ist. Wieder lacht der Mann neben mir. »Da vergnügen sich die industriellen Saubermänner mit nicht so sauberen Frauen, wenn ihre Sauberfrauen gerade nicht hinschauen.«

»Ja, ich weiß«, sage ich schnell, auch wenn das nicht stimmt. Es ist immer besser, wissend zu tun und es nicht zu sein als eine Schwachstelle zuzugeben.

»Du weißt, du weißt.« Der Kutscher ist in einen Singsang verfallen. »Weißt du, was *ich* gern wüsste? Was ihr wirklich auf der

anderen Seite des Tejo sucht.«

Mein Herz schlägt ein bisschen schneller. Innerlich verfluche ich Cy und seine zerschissenen Kleider. Wenn er sich doch nur ein bisschen besser anpassen könnte. »Wir wollen zum Zirkus«, gebe ich zurück und blicke ungerührt auf den Hintern des Pferdes vor mir. Sein Schweif wippt unruhig hin und her. »Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

»Ah, wem willst du das erzählen!« Der Kutscher mustert mich von unter seinen dichten, schwarzen Brauen hervor. »Ich *bin* vom Zirkus. Ich weiß, wie die jungen Dinger aus der Stadt sich aufbrezeln, wenn sie zu uns kommen. Taft und Seide, rote Lippen und weiches Haar, süßes Parfüm und ...« Für einen Augenblick verliert er sich in seiner Schwärmerei, dann zuckt seine Nase, als er in meine Richtung schnuppert.

Ich rücke ein Stück von ihm ab. »Wir gehen heimlich dorthin, schon vergessen? Wir dachten, wenn Leute da sind, die wir kennen, erkennen sie uns möglicherweise nicht, wenn wir uns wie ... Zirkusleute kleiden.«

»Ihr seht aber nicht aus wie Zirkusleute, sondern wie Stadtstreicher. Zumindest dein *Bruder*.«

Vielsagend hebe ich die Braue und blicke auf die fadenscheinige rote Weste des Kutschers, auf sein speckiges Blumenhemd. »Was Geschmackloseres hatte er einfach nicht«, sage ich.

Er grummelt etwas Unverständliches, dann lässt er wieder die Peitsche knallen und gibt sich zufrieden. Anscheinend muss ich nur arrogant sein, um als richtige Industriellentochter durchzugehen. Das werde ich mir merken. Eine Weile schweigen wir beide, während wir den besiedelten Teil der Metropole hinter uns lassen. Irgendwann wird die Straße breiter und die Autos beschleunigen ihre Geschwindigkeit. Nun gleiten sie so schnell an

uns vorbei, dass es unmöglich ist, sie genauer zu erkennen. Verschiedenfarbige Schatten, die blitzartig dahin rasen und dann am Horizont verschwinden.

Der Kutscher weicht auf den Rasen neben der Spur aus, die Fahrt wird ruckliger. Bei jedem Hüpfen höre ich Cy im Laderaum die abenteuerlichsten Verwünschungen ausstoßen. »Stell dich nicht so an«, rufe ich, bekomme aber keine Antwort. Allem Anschein nach ist er nun ernsthaft beleidigt. Ich schließe die Augen und nehme mir eine Weile, um mich zu sammeln. So langsam dämmt es und die Luft kühlt sich ein wenig ab, doch es ist immer noch unwahrscheinlich warm.

»Achtung, jetzt wird's unbequem!«, sagt der Kutscher auf einmal, wie um sich über das beständige Geruckel lustig zu machen. Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, dass es noch unbequemer werden kann, doch als ich die Augen öffne, sehe ich, dass wir wieder auf die Straße zusteuern, nur dass sich zwischen ihr und uns jetzt ein kleiner Graben befindet. Die Pferde springen elegant darüber, dann folgen die Räder und ich hebe für eine Sekunde von meinem Sitz ab.

»Wenn ihr mich umbringen wollt, tut es doch einfach kurz und schmerzlos!«, ruft Cy aus dem Laderaum und der Kutscher lässt sein dreckiges Lachen hören, doch ich kann beiden kaum Beachtung schenken. Ich habe verstanden, weshalb wir wieder auf die Straße rollen: Wir haben die Brücke erreicht, hinter dem blauen Band des Tejo liegt der Zirkus und sein Anblick verschlägt mir den Atem. Ein riesiges Zelt erstreckt sich auf der anderen Seite des Flusses, kreisrund und mit einem spitzen Dach. Rote und gelbe Glühlämpchen erstrecken sich wie ein Netz zwischen dem Zelt und seinen Masten, und sogar das Geländer der Brücke ist mit Lichtern versehen. Aus dem Spitzdach des Zirkus dringt ein blauer

Lichtstrahl, der wieder und wieder die Worte *Sierra Fantastica* in den Himmel schreibt, drumherum flackern künstliche Sterne aus Lichtkanonen.

»Wunderschön«, entfährt es mir.

Die Stimme des Kutschers nimmt wieder diesen anzüglichen Unterton an. »Ich dachte schon, du meinst mich.«

Ich gebe ihm keine Antwort, kann den Blick immer noch nicht von dem Spektakel vor meinen Augen abwenden. Gemeinsam mit einer langsam gewordenen Autokarawane fahren wir auf die Brücke und ich entdecke die vielen Boote unten im Fluss. Auch sie sind beleuchtet und es stehen Clowns darin, die den Ankommenden winken oder mit Bällen jonglieren.

»Cy?«, frage ich in Richtung der Plane, doch ich bekomme keine Antwort. Egal, er wird das Schauspiel noch früh genug zu Gesicht bekommen. Und dann ist sicher auch die unbequeme Fahrt schnell vergessen.

KAPITEL 16

Der Kutscher liefert uns am Eingang ab und nickt dem Kartenabreißer freundlich zu, wobei er seine Mundwinkel einen Augenblick lang in die Höhe zerrt. Dann gibt er Cy einen Klaps auf die Schulter und verabschiedet sich von mir per Handschlag. Schon stehen wir inmitten von aufgeregten Zirkusgästen und ich schaffe es gerade noch, Mali draußen anzubinden, dann werden wir nahezu magisch ins Innere gezogen. An einer altmodisch aufgemachten Kasse zahle ich für uns beide mit meiner AMOC-Karte, dann lasse ich mich mit dem Strom der Besucher vorantreiben. Die Luft ist erfüllt von dem Geruch nach gebrannten Mandeln und glasierten Kokosflocken, nach Räuberfleisch und gebackenem Käse, über uns tanzen Seifenblasen und Luftballons hinweg und sammeln sich unter der Zeltdecke. Zwei lachende Clowns weisen uns den Weg in Richtung Manege.

Die Menschen drängen sich weiter ins Innere, aufgeregtes Murmeln schwillt zu Lachen an, neben mir klatschen zwei kleine Jungs in identischen, hellblauen Hemdchen vergnügt in die Hände. Aus versteckten Lautsprechern schallt Musik, hüllt mich ein und treibt mich weiter.

Ich blicke zu Cy herüber, der das Spektakel um uns herum ebenso wenig zu fassen scheint wie ich. Seine Augen irren abwechselnd zur erleuchteten Zeltdecke und zu den graziösen Artistinnen, die auf Schaukeln davon herunterbaumeln.

Plötzlich wird es enger, die Masse rückt noch näher zusammen und zwei fantasievolle Gestalten kommen auf Pferden durch die Menge getrabt. Ich werde gegen einen Clown geschubst, als sich eines der Pferde auf die Hinterhufe stellt und eine Mutter ihre

Kinder erschrocken zurückzieht. Der Clown hält mich fest und lacht. Dann drückt er mir eine Zuckerwatte in die Hand und schiebt mich weiter. Schon landet der nächste Gast in seinen Armen.

Cy scheint überhaupt nicht gemerkt zu haben, dass ich für einen Moment zwischen den Leuten untergegangen bin. Fasziniert starrt er eine der reitenden Frauen an: Sie hat einen langen, violetten Zopf, der ihr bis zur Taille reicht. Auf dem Kopf trägt sie eine Krone mit glitzernden Zacken, das Gesicht steckt unter eine Maske, die die Form eines Schmetterlings hat. Ihre Kleidung ist lila und schillernd, genau wie der Sattel mit den silbernen Steigbügeln.

Ich schnuppere an der Zuckerwatte in meinen Händen. Sie riecht warm und süß. Ich mache mir einen Fetzen ab und betrachte die feingewebte Süßigkeit im Licht der Scheinwerfer. Die einzelnen Fäden funkeln wie Glaswolle.

»Weiter, weiter, immer hereinspaziert!«, ruft eine Stimme vor uns und ich entdecke einen Artisten, der mit den Beinen an einem Trapez über den Zuschauern schwebt und ihnen den Weg auf die Ränge weist. Sein Körper steckt in einem perlmuttfarbenen Anzug, der aus sich heraus zu leuchten scheint.

Die Menschenmenge teilt sich und nimmt langsam ihre Plätze ein. Ich ziehe Cy von den Fantasiewesen auf den Pferden fort, die sich mittlerweile im Sattel aufgerichtet haben und ihre Körper verbiegen, als hätten sie unter ihrer Haut überhaupt keine Knochen.

»Da«, wispere ich und deute auf einen Vorhang, der die Manege nach hinten hin abgrenzt.

Endlich erwacht Cy aus seiner Erstarrung. Er packt meine Hand und nimmt mich mit an einer feixenden Familie vorbei in den rückwärtigen Zeltteil. Unbemerkt verschwinden wir durch den

schweren, samtigen Vorhang und sofort ist der Zauber verflogen, der mich gerade noch eingelullt hat.

»So sieht es also hinter den Kulissen aus«, sagt Cy, dem es wohl genauso geht wie mir.

Wir befinden uns nun in einem kleinen Gang, der von der Manege nach draußen auf ein umzäuntes Grundstück hinter dem Zelt führt. Überall stehen Zirkuswagen, von denen die Farbe blättert, rostige Käfige und Zwinger. Ein scharfer Geruch wabert durch die Luft, das Erdreich ist aufgewühlt und von gelblichen Pfützen übersät. Angewidert lasse ich meine Zuckerwatte in den Dreck fallen. Sofort zersetzt sie sich zu einem schmierigen Haufen. Ich gehe weiter an den Käfigen vorbei. Ein helles Augenpaar taucht neben mir auf, dazu eine rosafarbene Nase und ein breiter Kopf. Eine Wildkatze. Ich bleibe stehen und strecke die Hand nach dem Gitter aus, doch das Tier faucht und stellt das Fell auf, sodass ich zurückweiche.

»Ich tue dir nichts«, sage ich.

Cy ist neben mich getreten und betrachtet die Wildkatze sorgenvoll. »Sieht ausgehungert aus. Du hättest ihr dieses rosa Zeug geben sollen, anstatt es wegzuwerfen.«

Ich nicke, auch wenn ich bezweifle, dass sie es gefressen hätte. Die nächsten beiden Zwinger sind eher Holzverschläge und ich kann die Bewohner nur anhand ihres Blökens ausmachen, das nach draußen dringt. Daneben entdecke ich einen weiteren Käfig, karg und alt. Ein riesiger Steinadler sitzt darin und beäugt mich misstrauisch aus bernsteinfarbenen Augen. Er schlägt mit den Flügeln, doch sein Lebensraum ist nicht einmal eine Flügelspanne groß, sodass sich seine Federn in den Gittern verfangen. Als Cy zu mir aufschließt, setzt der Vogel zum Angriff an, knallt gegen die Stäbe und fällt zu Boden. Sein Kopf zuckt, als wolle er die

Benommenheit abschütteln, die von ihm Besitz ergriffen hat.

»Komm.« Ich ziehe Cy am Ärmel von den Käfigen fort und auf einen Holzwagen zu, auf den das Wort *Director* gepinselt worden ist. »Mach das Tier nicht noch wütender.«

Cy wirft noch einen kurzen Blick zurück, zieht sein Hemd zurecht und klopft an die Tür des Zirkusdirektors.

»Lass mich reden«, zische ich, dann öffnet sich die Tür auch schon einen Spalt und ein einzelnes Auge starrt uns entgegen.

»Was?«

»Wir möchten Patience abholen«, sage ich und mein Herzschlag beschleunigt sich. Ich kann es kaum erwarten, dass sie wieder bei uns ist.

Ein unwilliges Brummen, dann tritt der Zirkusdirektor von der Tür zurück. »Kommt rein.«

Cy lässt mir den Vortritt und ich steige die dreistufige Treppe nach oben in den Wohnwagen. Im Innern ist es schummrig, einzig eine altmodische Öllampe auf einem Kolonialschreibtisch sorgt für etwas Licht. Der Direktor hat dahinter Platz genommen und die Hände auf der Tischplatte gefaltet. Der Feuerschein der Lampe lässt die Schatten in seinem Gesicht tief wirken, verzerrt es zu einer Fratze. Sein öliger Spitzbart tut ein Übriges, um sein Erscheinungsbild grotesk wirken zu lassen.

»Bitte«, sagt er und zieht das *i* dabei unnatürlich in die Länge. »Setzt euch.«

Cy und ich lassen uns auf zwei Polstersessel fallen.

»Wir möchten Patience abholen«, wiederhole ich meine Worte und sehe den Zirkusdirektor dabei fest an. »Ich hatte sie Ihnen mitgegeben. Wo ist sie?«

»Patience«, seufzt der Direktor und schüttelt den Kopf. »Ich kenne keine Patience.«

Ich habe keine Lust auf solche Spielchen und richte mich auf.
»Direktor, Sie –«

»Director Elisei Ciprian«, unterbricht er mich und rollt dabei das r, wie es zuvor schon der Kutscher getan hat. »Wenn ich bitten darf.«

Neben mir schnaubt Cy wütend, ich allerdings würde den Direktor mit jedem Namen ansprechen, wenn ich dafür nur Patience zurückbekommen würde.

»Director Elisei Ciprian«, versuche ich es also wieder. »Wir hatten eine Abmachung. Sie haben 1.000.000 AMOC von mir dafür bekommen, dass Sie Patience mit nach Lissabon nehmen. Jetzt möchte ich –«

»Das habe ich verstanden, Kleines.« Ciprian beugt sich über den Tisch, die Schatten auf seinen Zügen werden noch finsterer. »Aber ich glaube, *du* hast nicht ganz verstanden.« Er schaut kurz zu Cy herüber, dann fixiert er wieder mich. »1.000.000 AMOC fürs Mitnehmen. Noch einmal 1.000.000 fürs Abholen.«

Der harte Akzent und der Klang seiner Worte schnüren mir die Kehle zu. »So war das nicht vereinbart!« Ich weiß, dass unser Handel keinen festen Regeln und Gesetzen unterworfen war. Als ich Patience beim *Sierra Fantastica* abgeliefert habe, war ich froh, dass es überhaupt eine Möglichkeit gab, sie so schnell aus der Stadt zu schaffen. Ich habe keine Ansprüche gestellt und hätte mein letztes Erspartes dafür gegeben, dass sie in Sicherheit gebracht wird. Ein unseriöses Geschäft und trotzdem bin ich entsetzt über die neue Forderung.

Neben mir springt Cy auf und packt den Direktor am Kragen.
»Sie rücken jetzt sofort die Kleine raus!«

»Cy!« Mit einem gekonnten Griff löse ich seine Hände von Ciprian und dränge ihn zurück. »Lass das, hör auf!«

»Dieser Mistkerl will uns linken!«

Ciprian mustert das Schauspiel belustigt. »Wenn ihr fertig seid, dann gebt mir meine Bezahlung und ihr bekommt das Mädchen. Ein hübsches Ding, übrigens. Die langen, blonden Haare ... wie ein Engel. Sie würde sich gut als Assistentin unseres Zauberers machen. Die letzte hat er versehentlich bei seiner Nummer mit der Motorsäge zerlegt ...«

»Das reicht jetzt!«, brüllt Cy und ich habe Mühe, ihn zurückzuhalten.

»Beruhig dich, beruhig dich.« Ich versuche, meine Stimme eindringlich klingen zu lassen, doch sie bebt vor Aufregung und Zorn. »Wir werden diesen Halsabschneider bezahlen und dann bringen wir Patience in Sicherheit.« Während ich ihn mit einem Arm festhalte, suche ich mit der freien Hand meine Hosentaschen ab.

»1.000.000 AMOC«, erinnert mich Elisei Ciprian und verzieht den Mund zu einem Grinsen.

Ich erwarte einen glänzenden Goldzahn, doch stattdessen entblößt er eine Reihe von Zahnruinen. Meine Hände tasten weiter nach der Geldkarte, doch ich kann sie nirgends finden. »Es ist weg«, bringe ich hervor.

»Was ...?« Cy hat seinen Widerstand aufgegeben und starrt mich entgeistert an.

Ich nicke und erinnere mich an das Gedränge am Eingang, die Ablenkung durch die Artistinnen, die Pferde und den Clown, der mich umklammert hat. Für einen Moment nur und doch lange genug ... »Jemand muss es mir gestohlen haben.«

Direktor Ciprian hebt langsam und bedauernd die Arme. »So ein Pech«, sagt er und zieht das o und das e in die Länge. »Dann geht los und besorgt neues!«

Ich spüre, wie Cy sich hinter mir verkrampft und scharf einatmet. Doch er hat sich im Griff. Auch ich merke, wie sich der Zorn in mir zu verfestigen droht, schaffe es aber trotzdem, ein Lächeln aufzusetzen. »Kümmern Sie sich gut um sie, dann gibt es noch ein paar AMOC mehr.«

Hinter mir rührt sich Cy, ich wende mich ihm zu und schüttle beschwörend den Kopf.

»Sicher, sicher. Ihr wird es an nichts fehlen. Und jetzt geht, verliert keine Zeit. Wir sind nicht mehr ewig in der Stadt.« Ciprians Stimme hat einen freudigen Unterton angenommen. Anscheinend stimmt ihn der Gedanke an das Geld milde.

Ich gehe mit Cy aus dem Wagen und schlage die Tür ein wenig zu fest hinter mir zu.

»Was soll denn das?«, fragt Cy und wendet sich ab. »Irgendwo hier muss sie sein.« Er nimmt die Holzwagen in Augenschein und beginnt sie der Reihe nach abzulaufen. Überall dort, wo der Inhalt nicht gleich ersichtlich ist, legt er das Gesicht an die Wand und versucht, durch Ritzen im Holz ins Innere zu spähen.

»Cy!«

»Du musst doch wissen, welche Farbe der Waggon hatte!«

In der Tat weiß ich das. Er war rot lackiert, so wie die meisten hier, doch ich hoffe nicht, dass Patience sich nun seit zwei Tagen zwischen den Zirkustieren befindet. Andererseits wüsste ich auch nicht, wo sie sonst stecken sollte. »Cy, ich –«

»Jetzt mach schon, hilf mir suchen!« Er fährt zu mir herum.

»Weißt du, was mit uns passiert, wenn wir die Kleine nicht sicher zurück nach Hause bringen?«

Mit uns? Ich verstehe nicht, in welche Richtung er da denkt. Was mit uns geschieht, ist zweitrangig, viel wichtiger ist mir, dass Patience kein Haar gekrümmt wurde. Auch wenn beides natürlich

unweigerlich zusammenhängt.

»Hör zu«, fährt Cy, immer noch aufgebracht, fort. »Ich kann nicht –«

Die Tür des Zirkusdirektors öffnet sich erneut. »Ihr wolltet Geld besorgen, schon vergessen? Oder wollt ihr erst die Show genießen, he? Na los, verschwindet schon, bevor ich euch entfernen lasse!«

»Komm«, raune ich Cy zu. »Ich habe einen Plan.«

KAPITEL 17

Das Holz der Bank unter mir gibt ein protestierendes Geräusch von sich, als ich aufstehe und auf die Sitzfläche steige. Ein Familienvater, neben dem ich bis eben saß, sieht mich zweifelnd an. Wir befinden uns in der letzten Reihe und glücklicherweise starrt der Rest der Gäste nach vorne in die Manege, wo das Licht ausgegangen ist. Der Vater ist mit zwei Mädchen da. Ihre Augen sind schillernd blau geschminkt, ihre Haare zu Schnecken eingerollt. Anscheinend sind Zwillinge zurzeit schwer in Mode. Als Patience geboren wurde, waren Einzelkinder angesagt, aber die bunten Kleidchen, in die die kleinen Industriellen gesteckt werden, haben sich seitdem nicht verändert. Mit den Jahren wird ihre Kleidung dann immer dunkler, bis sie im Erwachsenenleben angekommen sind, mit dreireihigen Anzügen und schweren Kleidern aus brokatbesetzter Seide.

»Teil der Show«, flüstere ich dem Familienvater zu und schwinge mich über die Absperrung, die die Sitzreihe nach hinten hin absichert.

Er nickt wissend. Schlagartig haben seine Augen einen freundlichen Glanz. Wenn ich Teil dieser fantastischen Show bin, wird es schon richtig sein, dass ich hinter ihm auf dem Geländer herumklettere, denkt er sich wohl.

Es dauert einen Augenblick bis ich mit meinen Stiefeln Halt gefunden habe. Probeweise recke ich einen Arm in die Höhe – es funktioniert. Lieber hätte ich mir die Zirkusvorstellung von meinem Platz aus angesehen, aber ich bin nicht zum Vergnügen hier. Ich schaue hinter mich.

NADINE D'ARACHART & SARAH WEDLER

CUPID

Unendliche Nacht



Das Warten auf den Tod ist manchmal qualvoller als der Tod selbst.

Slade

KAPITEL 1

Ich erkenne ihn an seinen Schritten, noch bevor er die Tür erreicht hat. Schwer und schnell, als wäre da etwas Böses auf dem Boden, das es niederzustampfen gilt. Instinktiv versuche ich, mir auf die Schnelle eine Rüstung zuzulegen. Doch bevor ich einen klaren Gedanken fassen kann, fliegt auch schon die Tür zu der kleinen Hütte auf, die ich mir mit Patience teile.

Cy macht sich nicht die Mühe, sie hinter sich zu schließen, ehe er mich anfährt: »Wann hattest du vor, es mir zu sagen?«

Ich stehe neben meinem Bett, eine Auswahl meiner bescheidenen Habseligkeiten vor mir wie belastende Beweisstücke. »Gleich nach dem Packen«, lüge ich.

Cy starrt mich an. Er spürt, wenn ich die Unwahrheit sage – eines der wenigen Dinge, die ich an ihm hasse. Ich lüge ungern und wenn er mich dabei ertappt, fühle ich mich umso schlechter, so als hätte ich ihn doppelt verraten.

»Du wolltest dich einfach so davonschleichen, ja?« Irgendwo hinter ihm rührt sich etwas, dann taucht ein feuerroter Haarschopf aus einem der anderen Häuschen auf. Jayward ist der neugierigste Wächter, dem ich je begegnet bin. Ich bin froh, dass Cy ihn bemerkt und endlich die Tür hinter sich schließt. »Was um alles in der Welt ist denn jetzt schon wieder, Jo?«

Er versteht mich nicht, natürlich nicht. Er hat keine Ahnung von der Zwickmühle, in der ich stecke. Ich denke an Patience, an das aufkeimende Leuchten in ihren Augen und alles in mir tut weh. Von allen Jungen auf dieser Welt musste sie sich ausgerechnet *ihn* aussuchen. Den einen, den ich über alles liebe. Ohne den ich nicht auch nur einen Tag sein will. Allein die Vorstellung fortzugehen,

treibt mir die Tränen in die Augen und ich drehe mich schnell weg. »Wir müssen herausfinden, wie die Daten unserer Chips gelöscht werden können. Einer von uns muss gehen, Cy.« Das hätte ich nicht sagen sollen. Mein Fehler wird mir klar, noch während ich spreche.

»Schön, dann gehe ich.«

»Dadurch sind wir genauso getrennt.«

»Ja, aber du rennst zumindest nicht blindlings in die nächste Gefahr.«

Ich stelle mir vor, Cy mit Skinner ziehen zu lassen und selbst mit Patience zurückzubleiben. Patience, die ihm hinterherschmachten würde, die mir Tag für Tag erzählen würde, wie sie ihn vermisst und wie sehr sie sich auf seine Rückkehr freut. Und ich würde die ganze Zeit wissen, für wen Cys Herz in Wahrheit schlägt, würde sie immer wieder aufs Neue hintergehen.

»Mein Entschluss steht fest.« Ich sammle mich und drehe mich zu ihm um. »Ich komme besser mit Skinner zurecht als du. Ihr würdet einander umbringen, noch ehe ihr das Meer überquert habt. Lass mich gehen.«

Lange sieht er mich an und schweigt. Seine blauen Augen lodern, seine Züge sind hart. Dann verändert sich etwas in seinem Gesicht.

Meine ich das nur oder stiehlt sich ein Ausdruck von Triumph in seinen Blick?

»Du kannst nicht gehen.« Er verschränkt die Arme vor der Brust. »Keiner von uns. Du weißt nicht, wie schnell ihr es zurück auf die Insel schafft und wenn es zu lange dauert, stirbst du. Es ist zu gefährlich.«

Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Zu groß war der Schock über Patience' Enthüllung. Fast fange ich an mich zu schämen. Ich

behandle mich wie ein kleines Mädchen, das einfach bockig wegläuft, ohne an die Konsequenzen zu denken. Jetzt rattert mein Hirn los, aber mir will keine Lösung einfallen. Solange mein Chip aktiv ist, bin ich unweigerlich an Patience gebunden. Ich darf mich nicht darauf verlassen, dass wir meine Daten löschen können, bevor die Zeit abläuft, die ich von ihr getrennt sein kann. Darian Jed Leigh wird wohl kaum am Ufer auf uns warten und uns die Lösung für unser Problem bereitwillig in die Hände spielen. Und genauso wenig wird er im Modification Centre sitzen und auf uns warten. Wir werden ihn suchen müssen. Vielleicht sucht er aber auch längst nach uns. Orten kann er uns nicht – eine Sicherheitsfunktion sämtlicher Wächter-Chips. Aber er hat sicher Mittel und Wege, uns über kurz oder lang zu finden.

Ein zufriedenes Lächeln erscheint auf Cys Lippen. »Tja, Jo Somerville, du musst wohl mit uns hier bleiben, bis wir uns gemeinsam einen vernünftigen Plan überlegt haben und alle zusammen losziehen können. Tut mir leid, aber aus deiner Kamikazenummer wird nichts.«

KAPITEL 2

Das Laub knistert unter meinen Stiefeln, während ich mir einen Weg durch den Wald bahne. Auf Lundy wird es langsam Herbst. Die Tage sind immer noch warm, aber die trockenen Gewitter häufen sich. Einige Male hat es im Wald gebrannt, seit wir hergekommen sind, doch wir sind bisher stets Herr des Feuers geworden. Immer, wenn ein Blitz in eine der Baumkronen einschlägt, muss ich an das Inferno auf Finisterra denken. Und an seinen Verursacher.

Skinner wohnt ein wenig abseits von uns anderen. Als wir die Insel kurz nach unserer Ankunft abgesucht haben, hat er Ruinen aus der Zeit vor den Metropolen entdeckt. Was auch immer das für eine Zeit war, er scheint sie zu mögen. Wir anderen haben ein Dorf bezogen, das vor Jahren wahrscheinlich eine ähnliche Kolonie wie die der Finister war. Ein paar hölzerne Bauten, die sich um einen kleinen Platz mit einer Feuerstelle drängen. Bisher war es nicht so kalt, dass wir ein Feuer hätten entfachen müssen und ich bin froh darüber. Niemand weiß, ob und wie intensiv Leigh nach uns suchen lässt. Gut möglich, dass wir irgendwann angegriffen werden. In diesem Fall wäre es mir lieber, Skinner in unserer unmittelbaren Nähe zu wissen. Doch er ist anders als wir. Ich fürchte, er braucht das Alleinsein.

»Falls das ein Versuch sein soll, dich anzuschleichen, ist er missglückt.«

Ich fahre herum und entdecke Patience' Bruder, wie er an einem Baum lehnt. Sein Grinsen entblößt zwei Reihen weißer Zähne. Seine spöttische Art hat mir gerade noch gefehlt.

»Hätte ich mich angeschlichen ...«, ich werfe ihm die Birne zu,

die ich auf der Streuobstwiese zwischen unserem Dorf und seinem Domizil gefunden habe, »... dann wäre es nicht missglückt.«

Skinner fängt das Obst auf und reibt es an seiner Hose sauber. Er und die Heiler ernähren sich fast ausschließlich von dem, was die Bäume abwerfen. Manchmal *findet* Skinner im Wald aber auch ein totes Tier. Wir erzählen den Kindern nichts von den Verletzungen, die jedes dieser Tiere aufweist. Einen Teil des Fleisches trocknen wir für den Winter. Wir würden auch Obst einkochen, aber dazu fehlen uns die Mittel. Den Erzählungen der anderen nach soll Yules eine Expertin darin gewesen sein, Mahlzeiten aus Dingen zuzubereiten, die eigentlich nicht genießbar sind. Gras, Rinde, Blüten ... Doch Yules ist gestorben, genau wie Rory und einige andere Wächter. Acht Watcher sind wir noch, dazu zwölf Heilerkinder. Zum Glück müssen *wir* nicht essen, sonst würde es für unsere Schützlinge bald eng werden.

»Was führt dich zu mir?«, fragt er und beißt in die Birne.

»Ein Problem, das du bei deinem Plan nicht bedacht hast.«

Langsam gehe ich weiter auf das windschiefe Häuschen zu, in dem er lebt. Ich hoffe, dass er mich hereinbittet und wir uns drinnen unterhalten können. Doch Skinner macht keine Anstalten, sich von dem Baumstamm zu lösen, also erzähle ich ihm gleich hier von Cys Einwand: Wenn einer von uns beiden, sei es nun Cy selbst oder ich, die Insel verlässt, wird er in regelmäßigen Abständen wieder in Patience' Nähe müssen. Das bedeutet, dass es entweder für sie oder für denjenigen von uns einen schnellen Weg über den Ozean geben müsste und den haben wir nicht.

»Das ist kein Problem«, sagt Skinner kauend. »Zumindest keins, für das ich nicht schon eine Lösung hätte.«

Seine Worte überraschen mich. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich meine Flucht bereits als gescheitert betrachtet. Ich habe mir schon

überlegt, wie es jetzt weitergehen soll. Natürlich könnten wir einfach hier bleiben und abwarten, was Darian Leigh als nächstes tun wird. Oder darauf hoffen, dass Skinner sich täuscht und die Cupids seinen Vater doch getötet haben. Aber das würde ein Leben mit dem ständigen Risiko bedeuten, im nächsten Augenblick einfach tot umzufallen.

Und dann ist da noch Cy ... Sollte ich ein weiteres Mal Schluss mit ihm machen? Das kann ich unmöglich tun. Es würde nicht nur mein, sondern vor allem sein Herz brechen. Patience die Wahrheit sagen, nach allem, was sie durchgemacht hat? Niemals. Einfach zu verschwinden ist der einzige Weg. Und dann kann ich nur hoffen, dass er sich auch in sie verliebt. Sie ist bezaubernd. Ich könnte den Verlust verkraften, wenn ich die beiden glücklich sehen würde. Zumindest glaube ich das, obwohl momentan allein der Gedanke daran meinen Magen zusammenkrampft.

»Dann verrät mir deine Lösung«, bringe ich mühsam hervor.

Skinner scheint nur auf dieses Stichwort gewartet zu haben.

»Komm mit«, sagt er und wirft das Gehäuse der Birne achtlos hinter sich. Dann verschwindet er im dichten Astwerk.

Zuerst habe ich Mühe ihm zu folgen. Hier im Zwielficht des Waldes macht ihm sein schlechtes Auge so gut wie gar nicht zu schaffen. Er ist geschickt und unglaublich schnell. Was Patience' Vater als *genetischen Abfall* bezeichnet, ist eigentlich ein genetisches Wunder. Cy und ich mussten uns unsere Fähigkeiten von klein auf mühsam antrainieren. Mithilfe unserer Chips wurden sie bis ins Unnatürliche verstärkt. Wir haben Niederlagen eingesteckt, Schmerzen verspürt und daraus gelernt. Skinners Bewegungen sind von Natur aus präzise und kraftvoll. Das ist es aber auch, was ihn so fremdartig macht.

»Wohin gehen wir?«, frage ich, als ich zu ihm aufgeschlossen

habe.

Skinner dreht sich im Laufen zu mir um. »Das siehst du früh genug. Hast du dich schon entschieden, wann wir aufbrechen können?«

»So schnell wie möglich«, sage ich entschlossen. »Von mir aus noch heute.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Keine letzte Nacht? Kein letzter gemeinsamer Sonnenaufgang? Kein langer Abschied mit viel Herzscherz und –«

»Halt die Klappe, du Idiot!« Ich beschleunige meine Schritte und marschiere an Skinner vorbei. Zwar habe ich nach wie vor keine Ahnung, wo er hin will, doch bei genauerem Hinsehen erkenne ich, dass sich ein schmaler Pfad durchs Dickicht zieht. Als wäre jemand diesen Weg sehr oft gegangen.

»Ist ja schon gut«, lenkt Skinner hinter mir ein. »Konnte ja nicht ahnen, dass die Dame heute so empfindlich ist.«

Ich gebe ihm keine Antwort. Genau genommen weiß ich auch nicht, ob er die Gefühle zwischen Cy und mir überhaupt verstehen, ob ein halber Cupid lieben kann.

»Hier links?«, frage ich, ohne weiter auf seine Worte einzugehen, und deute in die Richtung, in die sich der schmale Pfad fortsetzt.

Skinner bejaht. Der Wald um uns herum lichtet sich langsam und es tauchen nun immer wieder niedrige Mauerreste im Unterholz auf. Ich muss aufpassen, dass ich nicht stolpere. Vermutlich haben sich hier einmal Gebäude befunden, aus Stein, wie das, in dem Skinner lebt. Sachkundiger gebaut als die Hütten im Dorf. Der Boden unter meinen Füßen verändert sich, wird von weichem Waldgrund zu Asphalt, der rissig und von Wurzeln durchzogen ist. Ich schaue mich um. Halb von Efeu überwuchert,

entdecke ich eine Halle etwa hundert Meter vor uns. Sie ist mit einem zweiflügeligen Tor verschlossen. Einem Tor, das für Riesen gemacht zu sein scheint.

»Was ist das?«

»Lass dich überraschen. Ich hab's entdeckt, als wir die Insel erkundet haben.« Skinner übernimmt wieder die Führung und ich folge ihm skeptisch.

Warum hat er uns diese Halle nicht schon früher gezeigt? Wir hätten die Kinder oder Lebensmittel darin unterbringen können.

»Keine Sorge.« Er schenkt mir ein überlegenes Grinsen. »Es ist keine Falle.« Er läuft vor, dann macht er sich am Tor zu schaffen. Es sieht nicht aus, als könne er es ohne Hilfe bewegen, doch kaum hat er den Riegel gelöst, schwingen die Flügel fast von alleine auf.

»Augen zu«, fordert Skinner, ehe ich im Inneren etwas erkennen kann.

»Das ist albern«, protestiere ich, doch er besteht darauf, mich zu überraschen, also tue ich ihm schließlich den Gefallen.

Skinner packt mich an der Schulter und führt mich behutsam, fast feierlich, ins Innere der Halle. Die Luft ist staubig und dick. Als habe sich die Hitze des ganzen Sommers darin gesammelt. Ich muss husten, als sie mir entgegenströmt.

»Der Geruch der alten Zeiten«, kommentiert mein Begleiter. »Trau dich, geh weiter. Es liegt nichts im Weg, über das du stolpern könntest.«

Ich tauche tiefer in die stickige Schwärze. Es riecht nach trockener Erde, Maschinenöl und etwas Scharfem, Beißendem. Etwas, das ich von dem Fischkutter kenne, mit dem wir aus Lissabon geflohen sind.

»Benzin?«, frage ich.

»Fast.« Ehrfurchtsvoll hat Skinner die Stimme gesenkt.

»Kerosin.«

Auf einmal bleibt er stehen und ich tue es ihm gleich. Ich lausche auf seine Bewegungen, warte darauf, dass er die Halle verlässt und mich in der Dunkelheit einsperrt. Ein Teil von mir traut ihm, trotz allem, was er für uns riskiert hat, immer noch nicht über den Weg. Der andere, größere Teil von mir rügt mich dafür.

»Was –«, beginne ich.

»Augen auf«, unterbricht mich Skinner sogleich. Ich gehorche und bin für einen Augenblick sprachlos. Starre die Maschine an, die sich vor mir erhebt. Es ist ein zweimotoriges Flugzeug, strahlend weiß, majestätisch.

»Damit«, sagt Skinner, der hinter mich getreten ist, ohne dass ich es bemerkt habe, »sind Cy und Patience innerhalb von Minuten auf dem Festland. Wellengang und lecke Boote können uns egal sein.«

»Du hast es repariert?«, frage ich ungläubig. »Woher kannst du sowas?«

»Man hat viel freie Zeit in Spitzbergen«, sagt er und fügt schulterzuckend hinzu: »Außerdem ist Mechanik ein Kinderspiel.«

Sekundenlang starre ich noch das Flugzeug an, den weißen Lack, der im einfallenden Sonnenlicht funkelt, dann wende ich mich um, falle Skinner um den Hals. »Danke, Skinner ...«

KAPITEL 3

Auf dem Weg zurück ins Dorf dringt Kinderlachen und Geschrei an mein Ohr. Ich lasse den Wald hinter mir und entdecke Patience auf der Streuobstwiese. Wie es scheint, beaufsichtigt sie die kleineren Heiler beim Fangenspielen. Die Kinder lieben sie, selbst die, die kaum jünger sind als sie, blicken bewundernd zu ihr auf. Dass sie vor wenigen Wochen noch ein Instrument Darian Jed Leighs war, nimmt ihr niemand übel. Ich weiß, dass sie selbst es manchmal tut – sie wünscht sich, sie hätte die Stärke gehabt, sich ihrem Vater zu widersetzen. Manchmal gibt sie sich die Schuld am Tod der verstorbenen Wächter. Ich sage ihr immer wieder, dass das Unsinn ist. Hätte sie sich geweigert, Leighs Armee zum Leben zu erwecken, hätte er Wege gefunden, sie dazu zu zwingen. Sie soll sich nicht schlecht fühlen wegen allem, was passiert ist. Als hätte sie meine Gedanken gelesen, winkt sie mir breit lächelnd zu und kommt herübergelaufen.

»Warst du bei Skinner?«, fragt sie und fügt, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: »Wie geht es ihm?«

»Es geht ihm gut.« Ich erzähle ihr nicht von dem Flugzeug, denn sie weiß noch nichts von meinem Fluchtplan. »Du solltest ihn auch mal besuchen.«

Patience beißt sich auf die Unterlippe. »Ich weiß nicht. Ich muss immer daran denken, wie mein Vater ... *unser* Vater ihn behandelt hat und ...«

Ich weiß, was sie sagen will. Sie schämt sich, dass sie, die Saviour, die wohlbehütete Prinzessin war, aufgewachsen auf einem teuren Internat mit anderen reichen Industriellenkindern. Er war stets nur der Aussätzige, der ungewollte Sohn, die Schande

der Familie. Doch die Dinge haben sich geändert – zuletzt ist auch sie ein Opfer ihres tyrannischen Erzeugers geworden.

»Außerdem habe ich die Kleinen.« Sie deutet hinter sich. »Ich kann sie unmöglich allein lassen, sonst klettern sie auf den Bäumen herum und verletzen sich.«

»Du könntest einen der anderen Wächter bitten, auf sie aufzupassen.« Mich lasse ich absichtlich außen vor. Ich bin gerade keine fröhliche und ausgelassene Gesellschaft und würde die Kinder innerhalb von Minuten in Trauerklöße verwandeln.

»Nein, das geht nicht.« Sie zuckt mit den Schultern. »Cy hat sie alle auf dem Dorfplatz zusammengerufen und uns fortgeschickt.«

Schnell blicke ich in Richtung der Hütten, die ich durch die Obstbäume nur schemenhaft erkennen kann. Offenbar bin ich nicht die Einzige, die seit unserem Streit tätig geworden ist.

KAPITEL 4

Wie eine verschworene Gemeinschaft stehen sie zusammen. Cy ist der Wortführer, er lehnt an der Wand seiner Hütte und macht eine wegwerfende Handbewegung, während die anderen aufmerksam zuhören. Erin entdeckt mich als Erste. Sie stößt ihren Bruder Cash an und er blickt in meine Richtung, dann drehen sie sich alle zu mir um.

»Was ist los?«, frage ich und bleibe vor der kleinen Gruppe stehen. Augenblicklich muss ich an unser erstes Zusammentreffen in London denken. Damals machten sie alle einen abgekämpften Eindruck, die Angst um ihre Schützlinge hatte sie zermürbt. Jetzt sind es nicht mehr die Wächter, sondern ihre Kleider, die einen schlechten Eindruck machen. Wir waren Hals über Kopf auf die Insel geflüchtet und hatten praktisch nichts außer dem, was wir am Körper trugen. Wie ein imposanter Kämpfer, ein treuer Bediensteter der Industriellen, sieht keiner mehr von uns aus.

»Cy hat uns erzählt, was du vorhattest«, sagt Jayward mit vorwurfsvoller Stimme.

»Ach ja?« Ich sehe immer noch Cy an.

Er macht keine Anstalten, auf meine Nachfrage zu reagieren, stattdessen ist es ein Wächter, den alle Ratface nennen, der erwidert: »Ist doch klar. So eine Entscheidung geht schließlich uns alle an.«

Ich löse mich endlich von Cys Gesicht und wende mich Ratface zu. Er sieht mit seinen großen Schneidezähnen und den eingefallenen Wangen tatsächlich wie eine Ratte aus. »Richtig. Und es wundert mich, dass ihr euch so wenig Gedanken um eure Chips macht. Wer weiß, wann die Eltern eurer Schützlinge euch

abschalten.«

»Warum sollten sie?« Ratface hebt die Schultern. »Sie vertrauen uns. Sicher ist es zu ihnen durchgedrungen, dass wir ihre Kinder vor Leigh gerettet haben. Sie wissen, dass wir sie heil zurückbringen werden, wenn die Zeit reif ist.«

Ein paar der anderen machen zustimmende Geräusche. An einem Ort wie Lundy ist es einfach, Schlimmes und Bedrohliches zu verdrängen.

»Wir brauchen dich hier, Jo«, mischt sich jetzt auch Erin ein. »Wir sind wenige. Manche von uns haben mehrere Kinder, auf die sie achtgeben müssen. Was, wenn wir aufgespürt und angegriffen werden? Da kommt es auf jeden an.«

Unauffällig balle ich die Hände zu Fäusten. Auf einmal komme ich mir egoistisch vor. Was, wenn sie Recht haben? Wenn ich in London schlafende Hunde wecke? Gut möglich, dass die Eltern der anderen Kinder sich bislang auf ihre Wächter verlassen. Vielleicht haben sie sich auch einfach noch nicht getraut, etwas zu unternehmen. Aber wenn Skinner und ich die Konfrontation mit den Industriellen suchen ...

Auf einmal wendet sich alle Aufmerksamkeit von mir ab und ich bin erleichtert – bis mir der Grund dafür klar wird.

»Hast du uns belauscht, Cupid?«, fragt Cash.

»War nicht nötig, man hat euer Gezeter bis in den Wald gehört.« Skinner bleibt neben mir stehen.

Jayward legt Cy beruhigend eine Hand auf die Schulter.

»Hast du vielleicht etwas zum Thema beizutragen?«, fragt dieser ungehalten. »Sonst kannst du nämlich gleich wieder verschwinden.«

»Ich habe etwas ziemlich Entscheidendes beizutragen.« Skinner verschränkt die Arme. »Etwas, das euch alle interessieren dürfte,

Watcher.«

Die Blicke aller ruhen nun auf ihm. Sie sind finster, auch wenn ich weiß, dass nicht jeder Wächter ein Problem mit ihm hat. Eigentlich sind es nur Cy und Cash, die ihn lieber heute als morgen von der Insel jagen würden. Doch momentan ist es anders, momentan stehen sie alle gemeinsam gegen Skinner und mich.

»Ihr glaubt, ihr seid hier sicher. Schließlich habt ihr euch, im Gegensatz zu Jolette und Cy, nicht mit euren Auftraggebern angelegt. Doch eure Auftraggeber sind nicht die Einzigen, die Zugriff auf eure Chips haben.«

»Nein«, sagt Jay. »Aber in der Wächterschule wird man kaum Interesse daran haben, uns abzuschalten.«

»Glaubt ihr das wirklich?« Skinner überblickt die Runde der Watcher, ehe er fortfährt: »Dann solltet ihr euch mal fragen, wem die Wächterschule gehört.«

Ich sehe förmlich, wie die Erkenntnis alle zugleich trifft. Hart wie eine Faust. Auch ich habe das Gefühl, als hätte mir jemand mit einem Schlag sämtliche Luft aus den Lungen getrieben.

»Darian Leigh«, bringt schließlich Cy hervor. »*Dein Vater* ist ... unser Boss? Der Boss von uns allen?«

»Überraschung«, sagt Skinner trocken. »Seid ihr jetzt immer noch dafür, dass Jo sich mit euch im Schneckenhaus verkriecht? Oder soll sie lieber herausfinden, wie eure Daten gelöscht werden können?«

KAPITEL 5

»Kurvenkoordinator, Fahrtmesser, Kurskreisel, Höhenmesser ...«

»Borduhr«, unterbricht Skinner Cy. »Was du da als Höhenmesser bezeichnest, ist die Borduhr, Watcher. Gibst du dir überhaupt Mühe diese Maschine zu verstehen?«

»So einfach ist das nicht«, erwidert Cy.

Mir ist klar, dass er lügt. Durch Skinners Enthüllung wurden seine Einwände in Rekordgeschwindigkeit zunichte gemacht. Niemand weigert sich jetzt noch uns abreisen zu lassen – im Gegenteil.

Auch Skinner scheint Cys Lüge zu bemerken. Zumindest sagt sein Gesichtsausdruck uns trotz der dunklen Brillengläser alles, als er sich zu uns umdreht. »Du wirst fliegen müssen«, sagt er zu seiner Schwester.

Patience lässt ein klägliches Lachen hören. Auch sie ist dagegen, dass wir gehen. Trotz allem, was ihr Vater getan hat, glaubt sie nicht, dass er unsere Chips abschalten und uns einfach töten wird.

Schaudernd denke ich an Darian Jed Leighs Untotenarmee. An das Gute in ihm zu glauben, ist mehr als naiv.

»Gut, noch mal«, ordnet Skinner an. »Es gibt zwei Kraftstoffanzeigen. Eine links und eine rechts. Die linke –«

»Wie viel Kraftstoff haben wir überhaupt?«, unterbricht Cy ihn hoffnungsvoll.

»Genug. Ich habe eine alte Tankstation neben dem Hangar entdeckt. Dort lagert unterirdisch eine ganze Menge von dem Zeug. Wie viel Leistung es nach all den Jahren noch bringt, ist eine andere Frage.«

»Moment.« Ohne es zu ahnen, hat Skinner Cy eine Vorlage

geliefert. »Du meinst, das Kerosin stammt aus der Prämetropolzeit? Wir schreiben das Jahr 98, verdammt noch mal. Ihr wollt doch nicht ernsthaft mit Kraftstoff in die Luft gehen, der mindestens 100 Jahre auf dem Buckel hat.« In seinem Pilotensitz dreht er sich zu mir um.

Ich halte seinem Blick nicht stand, sehe stattdessen aus dem Fenster. »Wenn wir Leigh nicht finden und ihn dazu bringen, unsere Daten zu löschen, werden wir alle enden wie Naemi«, sage ich. »Und dann holt er sich in aller Ruhe die Kinder.«

Mein Schreckensszenario reicht nicht, um Cy zu besänftigen. »Das ist Irrsinn«, zischt er, steigt aus dem Flugzeug und knallt die Tür zu.

Zwischen uns anderen herrscht Schweigen. Skinner atmet geräuschvoll aus, ansonsten ist es gespenstisch still in der alten Maschine.

Ich wünschte, wir könnten einfach gehen, uns auf der Stelle auf den Weg machen. Ohne die Absicherung durch Cy und Patience. Wenn ich meinen Chip manipulieren, die Verbindung zu ihr irgendwie kappen könnte ... Mein Leben wäre ein verlorenes ohne sie und Cy, aber trotzdem sehne ich mich im Moment danach.

»Jemand sollte mit ihm reden«, sagt Skinner und schließt allein durch seinen Tonfall aus, dass er derjenige sein wird.

»Ich gehe schon.« Patience hat anscheinend nur auf dieses Stichwort gewartet. Leichtfüßig steigt sie aus der Maschine, die Skinner manchmal als *Cessna* bezeichnet und folgt Cy, der langsam in Richtung Hangar läuft. Ich sehe ihr hinterher. Seit unserer Flucht aus Woodpery ist ihr Haar noch heller geworden und ihre Haut hat einen goldbraunen Ton angenommen. Anders als mein Gesicht wird ihres von keiner einzigen Sommersprosse verunziert. Es ist genauso ebenmäßig wie das ihres Bruders und

doch wirkt sie wie das genaue Gegenteil von ihm.

»Hey.« Skinner hat sich zu mir umgedreht. »Ich hoffe, der Grund, aus dem du die Insel verlassen willst, ist nicht der, den ich gerade vermute.«

»Was vermutest du denn?«, frage ich tonlos. Draußen hat Patience Cy eingeholt. Sie legt ihm ihre feingliedrige Hand auf den Rücken. Ich weiß genau, wie sich das anfühlt. Seine warme Haut, seine tiefen Atemzüge, wenn er sauer ist.

»Beziehungskrise«, sagt Skinner lapidar.

»Ich habe keine ... *Beziehung* mit Cy«, fahre ich ihn an. »Spinnst du?«

Patience' Bruder wendet sich ab. »Schön, wie du meinst.«

Wunderbar, jetzt habe ich auch noch Skinner vor den Kopf gestoßen. Ich fahre mir mit der Hand durchs Gesicht, dann beuge ich mich zu ihm vor. »Tut mir leid, ich bin im Moment ...« Weil ich selbst nicht weiß, wie ich meinen Zustand beschreiben soll, versuche ich es gar nicht erst. »Bring ihm das Fliegen einfach so schnell wie möglich bei, okay?«

Skinner versichert es mir und er hält Wort.

+++

Die nächsten Tage verbringen Cy und er fast ausschließlich an Bord des Flugzeugs. Immer wieder gehen sie die unterschiedlichen Knöpfe, Hebel und Anzeigen durch, die alle irgendwie gleich aussehen. Wenn wir uns nicht gerade mit der Cessna befassen, Sorge ich dafür, dass ich nie allein bin. Stets ist Patience oder einer der anderen Watcher in meiner Nähe. Gemeinsam befreien wir die Start- und Landebahn im Wald von dem Jahrzehnte lang gewucherten Unkraut, durch das sie gar nicht zu erkennen

gewesen war. Cy muss sich damit begnügen, mir von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick zuzuwerfen. In seinen Augen liegt eine Traurigkeit, eine tiefe Resignation, die mir das Herz bricht. Als er und Skinner schließlich zu ihrem ersten Testflug starten, warten Patience und ich am Boden. Ein paar der anderen haben sich zu uns gesellt. Als die Maschine an uns vorbei rast und schließlich in die Höhe steigt, halten alle die Luft an.

»Was euer Cupid nicht alles kann«, sagt Cash. Er steht mit verschränkten Armen neben mir und blickt misstrauisch in den Himmel.

»Sei besser froh«, gebe ich zurück. »Wenn unsere Daten gelöscht werden, könnt ihr euch alle bei ihm bedanken.«

Cash lacht auf. »Bei einem Kinderfänger bedanke ich mich höchstens dann, wenn er freiwillig das Zeitliche segnet.«

Nur am Rande bekomme ich mit, wie Erin ihren Bruder bittet, aufzuhören. Ich will mich nicht streiten, also gehe ich ein paar Schritte herüber zu Patience. Sie kauert neben Mali am Boden, krallt die Hände in ihr Fell und sieht angstvoll in den Himmel.

»Ihnen passiert schon nichts.«

Erst jetzt bemerkt sie mich und bemüht sich um ein Lächeln. »Ich wünschte, wir könnten alle hier bleiben. Und endlich normal leben.«

Fast muss ich lachen. Zum einen ist unser Versteckspiel auf Lundy alles andere als normal und zum anderen bezweifle ich, dass Patience *jemals* wieder normal leben wird. Wir alle haben die Macht, mit der sie geboren wurde, zu spüren bekommen, als sie für ihren Vater Tote erwecken musste. Die anderen Wächter, aber auch die übrigen Heiler, begegnen ihr mit Ehrfurcht. Sie wird immer und überall einen Sonderstatus einnehmen. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, wie viele von ihrer Sorte es gibt – wie

viele Heiler, deren Kräfte nicht versiegen. Vielleicht ist sie die Einzige.

Mit jeder Flugstunde, die Cy und Skinner absolvieren, wird Patience' Angst weniger und auch ich entspanne mich. Seine fünfte Landung auf der brüchigen Bahn gelingt Cy nahezu ruckelfrei. Als er aus dem Flugzeug steigt, begegnen sich unsere Blicke und der finstere Ausdruck in seinen Augen sagt mir, dass es soweit ist. Dass *er* soweit ist. Er macht ein paar Schritte auf mich zu und ich sehne seinen Kuss förmlich herbei. Ich möchte es so sehr und trotzdem kann ich mir gleichzeitig nichts Schlimmeres vorstellen. Doch anstatt mich zu umarmen, seinen Mund auf meinen zu drücken, presst Cy nur die Lippen zusammen und geht an mir vorbei.

»Zeit zu packen«, sagt Skinner fröhlich.

Es kostet mich Kraft, Cy nicht hinterherzulaufen. »Das habe ich längst«, erwidere ich. »Verschwinden wir endlich.«

KAPITEL 6

Es liegt in meiner Natur, dass ich Patience nicht lange böse sein kann. Dennoch würde ich ihr jetzt gerade liebend gern die Meinung sagen, weil mir der Sinn so gar nicht nach dieser großen Verabschiedung steht, die sie auf die Schnelle organisiert hat. Ich glaube, sie spürt es, denn sie hält Abstand zu mir. Hat sich zu den anderen Heilern gesetzt und vermeidet jeden Blickkontakt. Die Kinder bilden einen Halbkreis um die Feuerstelle, die andere Hälfte des Kreises bilden wir Wächter. Immer wenn unsere kleine Gruppe zusammenkommt, fallen mir zwei Dinge auf: Zum einen ist das die Ähnlichkeit, die wir Watcher miteinander haben. Unsere kräftigen Körper, unsere ernsten Gesichter. Wir könnten eine Familie sein. Zum anderen überwältigt es mich jedes Mal, wie die anderen Heiler im Vergleich zu Patience verblassen. Früher, in unserem alten Leben, das hauptsächlich auf dem Internat stattfand, hatte ich nie mit anderen besonderen Kindern außer ihr zu tun. Von Zeit zu Zeit habe ich gerätselt, ob noch mehr von ihrer Sorte auf ihre Schule gehen. Nun ist mir klar, dass es gar nicht möglich gewesen wäre, sie zu entlarven, denn sie wirken völlig normal. Vielleicht wird das anders sein, wenn sie ihre vollen Kräfte entfaltet haben. Im Moment jedoch überstrahlt Patience sie alle wie ein Diamant einen Haufen aus Kohlestücken.

Polly, die ihre wilden Locken hochgebunden hat, macht die Runde und füllt unsere zurechtgeschnitzten Holzbecher mit heißem Rhododendrontee. Erst auf Lundy habe ich erfahren, dass sie und Yules gute Freundinnen waren. Auch ihre Schützlinge sind befreundet, sie waren Nachbarskinder. Jetzt hat Polly sich beider angenommen.

»Total lecker«, sagt Jayward und verzieht das Gesicht, nachdem er einen kleinen Schluck probiert hat.

Ein paar der anderen lachen leise.

»Der Tee ist gesund und wird Jolette stärken.« Polly lächelt mich an. »Du kannst auch etwas für Skinner mitnehmen, wenn du möchtest.«

»Danke.« Ich trinke ebenfalls einen Schluck. Das Gebräu schmeckt zugleich bitter und ein wenig süß. Ich lächle Polly an, dann wende ich mich Patience zu. »Er macht schon mal das Flugzeug fertig, sonst wäre er auch gekommen.«

Sie nickt stumm. Sicher hätte sie ihren Bruder gern bei der Abschiedsfeier dabei gehabt. Obwohl von *Feier* eigentlich keine Rede sein kann. Die Kinder tuscheln unruhig miteinander und würden wahrscheinlich lieber die Insel unsicher machen als hier zu sitzen. Die Wächter hingegen haben ein sichtlich schlechtes Gewissen, weil sie uns allein losziehen lassen, obwohl es auch um ihr Schicksal geht. Ich habe bereits jedem Einzelnen von ihnen versichert, dass das in Ordnung ist, aber überzeugt wirken sie nicht.

»Seid ihr bewaffnet?«, fragt Cash leise. Er hat eines der Zwillingsskinder auf dem Arm.

Ich nicke. Nach unserer Ankunft auf Lundy haben wir einige brauchbare Dinge entdeckt, darunter ein paar Messer. Auch Pfeil und Bogen lagerten in einer der Hütten, aber ich bevorzuge Klingen und Skinner weigert sich, mit den Waffen der Kinderhäscher zu schießen. Noch mehr, als er seinen Vater ablehnt, verschmährt er anscheinend das Cupidblut in seinen Adern.

»Wir sind auf alles vorbereitet.« Mein Herz schlägt bei diesen Worten etwas heftiger. »Wir sind schneller zurück, als ihr denkt.«

Verstohlen blicke ich herüber zu Cy. Er starrt die Feuerstelle an, als würden dort Flammen lodern und tatsächlich sehe ich, wie seine Augen brennen. Wie immer durchschaut er meine Lüge.

»Überstürzt nichts«, sagt Myranda, eine Wächterin mit rotblondem Haar. »Euch zu zweit mit Leighs Vigilanten anzulegen, wäre Selbstmord. Schnappt ihn euch, wenn er verwundbar ist. Wenn er im Bett liegt und schläft.«

»Ja«, knurrt Cash. »Und wenn ihr mit ihm fertig seid, schneidet ihm die Kehle durch.«

Sieben Augenpaare schnellen zu ihm herum. Cash mustert uns Watcher, doch erst, als ihm Erin den Ellbogen in die Rippen stößt und mit dem Kinn auf Patience deutet, wird ihm klar, wie unpassend seine Worte waren. Er hebt die Hände. »War doch nur ein Scherz.«

Wir alle wissen, dass es keiner war und er versucht auch nicht, seine Worte überzeugend klingen zu lassen.

»Noch jemand Tee?« Polly hebt den alten Kessel an, aus dem es immer noch dampft. Niemand antwortet. Wir alle hängen unseren Gedanken nach. An die Reise, die uns bevorsteht. An die Zukunft. Daran, wie es sein wird, nicht mehr durch einen Chip bestimmt zu werden. Wo werden wir stehen, wenn der Winter vorbei ist? Wo werde ich dann sein? Der Gedanke macht mich unruhig und ich schüttele ihn ab. Dann leere ich den Rest meines Tees und stehe auf. Es ist windig, von fern rauscht der Ozean. Die kleine Insel, auf die wir nach dem Kampf gegen die Untoten geflohen sind, wird mir fehlen. Das viele Grün, die Unberührtheit, die Abwesenheit von allem, was mit den Metropolen zu tun hat. Wer hätte gedacht, dass ich je so denken würde.

Ich reiße mich selbst aus meinen Gedanken und wende mich Mali zu. Meine Hündin hat sich neben mich ins Gras gelegt und

döst vor sich hin. Ich lege die Arme um ihren Hals und küsse ihr Fell. Schweren Herzens lasse ich sie hier, denn um die beiden Dinge, auf die sie abgerichtet ist – Cupids zu bekämpfen und Patience zu beschützen –, geht es diesmal nicht. Mali hebt den Kopf und schlabbert mir durchs Gesicht. Ich wuschle ihr durchs Fell, dann verabschiede ich mich schnell von den anderen.

Auch Patience und Cy stehen auf. Der Himmel über Lundy hat sich zugezogen. Ehe es zu regnen beginnt, will ich fort sein.

KAPITEL 7

Der Ozean ist aufgewühlt. Wellen türmen sich zu Gebirgen auf, fallen in sich zusammen und verschwinden in weißem Schaum. Die Stadt, die von Minute zu Minute näherkommt, liegt unbewegt vor uns. Die Türme der Industrie ragen in den Himmel wie eh und je, die Villen der Industriellen stehen auf kleinen Fleckchen aus grünem Rasen gedrungen darunter. Wenn es dunkel wäre und die zahllosen Lichter der Metropole brennen würden, wäre der Anblick schön. So aber ist London bloß von einer grauen Wolkendecke überlagert, die geradewegs aus den Industrietürmen zu kommen scheint.

»Wie lange noch?«, frage ich Skinner.

»Vielleicht zwanzig Minuten.« Er sitzt neben mir und steuert das Flugzeug, als hätte er nie etwas anderes getan. Ungemütlich wird es nur, wenn wir ein Luftloch durchfliegen.

Hinter mir ist Patience schon wieder auffallend ruhig geworden. Sicher ist ihr übel, so wie damals, als wir auf der Flucht waren. Ich denke daran zurück, wie wir gemeinsam im Maschinenraum des Schiffes saßen und dieses alte Kinderlied gesungen haben.

Sing ein Lied für Sixpence ...

Ich drehe mich zu Patience um und greife nach ihrer Hand. »Wenn ich weg bin ...« Meine Stimme klingt rau und ich muss mich räuspern. »Wenn ich weg bin, dann musst du für mich wachsam sein. Sobald dir etwas komisch vorkommt, sobald du eine seltsame Entdeckung machst, gehst du sofort zu Cy.«

Patience' Augen ruhen lange auf mir, ein fragender Ausdruck liegt darin. Dann drückt sie meine Finger. »Weshalb bist du so traurig, Jo?«

Cy, der neben ihr sitzt, blickt auf und sieht beinahe überrascht aus. Kann er sich denn nicht denken, dass ich traurig bin? Nach allem was war, scheint er mich noch immer für kalt und gefühllos zu halten. Dabei habe ich längst überwunden, was mein Chip mir so viele Jahre lang eingeflüstert hat. Meine Gefühle für Cy sind stärker als die Programmierung, die man einst in das winzige Stück Metall über meinem Herzen gespeist hat.

Obwohl sich alles in mir dagegen sträubt, denke ich an die Nächte auf Lundy, in denen er sich zu mir schlich, wenn Patience bei einem der anderen Heilmädchen übernachtete. Wie sich sein Körper anfühlte, wenn er einfach nur bei mir lag. Manchmal hat er mir von seinem Leben erzählt, von den vielen Dingen, die er im Niemandsland und vor den Toren Woodperys erlebt hat. Bei jeder dieser Erzählungen habe ich nur darauf gewartet, dass ihn etwas amüsiert und er zu lachen anfängt. Ich liebe sein Lachen, nach wie vor. Und ich vermisse ihn jetzt schon so sehr, dass man keine Heilerin mit feinem Gespür für menschliche Unzulänglichkeiten sein muss, um es zu merken. Auch Patience vermisse ich bereits. Dennoch zwingen mich zu einem Lächeln.

»Ich bin nicht traurig, ich mache mir nur Sorgen.«

»Das musst du nicht«, sagt Cy an Patience' Stelle. »Ich passe gut auf sie auf, bis du wieder da bist.«

Bis du wieder da bist. Beim Klang seiner Worte muss ich schlucken. Dennoch zwingen mich, den Blick zu heben und ihn anzusehen. Ich will, nein, ich muss mir sein Gesicht einprägen. Den gutmütigen Zug um seine Lippen, den kämpferischen Ausdruck in seinen Augen. Sein strubbeliges Haar, den Ton seiner Haut.

»Danke«, sage ich leise. *Für alles*, will ich hinzufügen, aber das wäre zu verräterisch. Ich zwingen mich, mich zusammenzureißen.

Wir werden uns schließlich noch mal sehen, ehe ich mich für immer von ihnen trenne. Wenn alles wie geplant läuft, treffen wir uns schließlich sehr bald schon wieder.

Den Rest des Weges über ist es gespenstisch still in der Kabine. Die Stadt vor uns wächst und wächst, und dann überfliegen wir die ersten Vororte. Nirgends sonst wurde das Motto der Metropolen – *Alle Macht dem Kapital!* – so konsequent umgesetzt wie in London. Es gibt keine höheren Instanzen als die Industriellen, von daher gibt es auch niemanden, der den Flugverkehr kontrollieren könnte. Dennoch wagen wir uns nicht bis ins Stadtzentrum vor. Wir fliegen über die gigantischen Parks des Weald und verlieren über seinen letzten Ausläufern langsam an Höhe. Auf einer Landstraße setzt Skinner die Cessna auf und sie rollt so weich aus, als befänden wir uns noch in der Luft. Cy und Patience steigen mit uns aus und ich wende mich Cy zu, suche nach passenden Worten, nach einer passenden Geste. Einen Augenblick lang stehen wir uns stumm gegenüber. Er ist der erste, der Luft holt, um etwas zu sagen und ich erkenne an seinem Blick, was es sein wird. Dass er ein weiteres Mal versuchen wird, mich zurückzuhalten. Doch ehe er dazu kommt, fällt mir Patience um den Hals.

»Ich habe Angst um dich«, flüstert sie. »Ich bete, dass es dir gut geht, wenn wir uns wiedersehen.«

Dieses *Beten* hat sie von Cy. Ich bin mir nicht sicher, ob sie seine Bedeutung versteht, doch ich weiß zu schätzen, dass sie es für mich tut.

Ich erwidere ihre Umarmung kurz, dann lasse ich sie los. »Bleib in seiner Nähe«, sage ich schnell und drehe mich zu Cy um. Zumindest glaube ich, dass Cy noch dort hinter mir steht, aber ich irre mich. Er ist bereits eingestiegen und stellt alles für den Rückflug ein. Lange, stundenlang, wie es mir vorkommt, schaue

ich in seine Richtung, ohne dass er meinen Blick erwidert.

»Seid vorsichtig«, sagt Patience zu Skinner. »Und wenn du meinem ... unserem Vater begegnest, lass dich nicht ...«

»Umbringen?«, grinst er.

Cy ignoriert mich immer noch. Auch, als Patience neben ihm Platz nimmt und die Tür zuzieht. Er starrt geradeaus und wartet darauf, dass es losgehen kann. Zuerst glaube ich, dass er einfach nur stur ist – stur und sauer. Dann, als die Cessna an uns vorbeirollt, sehe ich die Tränen, die auf seinen Wangen glitzern.

KAPITEL 8

»Unautorisierte Landung im Sevenoaks Park. Ich wiederhole:
Unautorisierte Landung im Sevenoaks Park.«

Behutsam winde ich mich aus Skinners Griff. Gerade rechtzeitig hat er mich hinter eine umgestürzte Eiche gezogen, als die Vigilanten mit ihrem Kombikopter aufgetaucht sind. Ich spähe durch die morsche Baumkrone und sehe, wie sie die Landstraße absuchen. Sie müssen sofort, als sie unser Flugzeug gesehen haben, hergekommen sein. Also habe ich mich getäuscht – irgendjemand unter den Industriellen, vielleicht auch die Industriellenvereinigung, kümmert sich mittlerweile sehr wohl um eine Luftraumüberwachung. Irgendwer bezahlt dafür. Das bedeutet, dass die Reichen mehr Angst haben als früher. Vielleicht wegen der Geschehnisse um Darian Leigh, vielleicht wegen der zunehmenden Unruhen im Niemandsland. Hoffentlich verfolgen sie unser Flugzeug nicht bei seinem Rückflug zur Insel. Es bedeutet auch, dass Cy und Patience, wenn sie in zwei Tagen wieder hierhinkommen, damit wir unsere Chips synchronisieren können, möglicherweise in ihr Verderben fliegen.

»Nein, keine Spur von einem Flugzeug«, spricht der Vigilant scheinbar zu sich selbst. Erst bei genauem Hinsehen erkenne ich den Knopf in seinem Ohr. Er stellt an seiner Datenbrille herum, dann sucht er den Boden ab. »Aber deutliche Wärmeveränderungen am Boden. Hier hat vor Kurzem noch etwas mit warmem Motor gestanden.« Eine Pause, dann sagt er in zackigem Ton: »Jawohl, wird gemacht!«

Im nächsten Augenblick ruft er seinen Kollegen, der weiter unten die Straße in Augenschein nimmt, zu sich. »Umgebung

inspizieren, sofort!«

Alarmiert sehe ich Skinner an, aber er erwidert meinen Blick nicht. Er starrt geradeaus, die Klinge eines langen Messers blitzt in seiner Hand. Nach allem, was ich über ihn gelernt habe, vermute ich, dass er die beiden Vigilanten ohne zu zögern töten würde. Wir Wächter lernen in der Ausbildung gewisse Grundsätze. Einer davon lautet: *Ein Watcher tötet keine Menschen.*

Skinner war nicht auf der Wächterschule. Vorsichtshalber halte ich ihn am Arm fest. Ich will kein Blut vergießen. Skinner sieht mich an, ich deute mit den Augen auf das Messer und schüttle leicht den Kopf. Dann lenkt mich das Rascheln von Schritten im Gras ab. Ein erneuter Blick zur Straße verrät mir, dass die zwei Vigilanten sich auf die rechte und linke Seite aufgeteilt haben. Einer von ihnen, derjenige, der offenbar Funkkontakt zu jemandem im Stadtzentrum hält, marschiert genau auf unser Versteck zu. Mein Puls beschleunigt sich. Wenn ich einen Kampf abwenden will, der höchst unfair wäre, weil die Vigilanten nur Taser haben, muss ich mir etwas einfallen lassen.

Ich deute nach links. Auf allen Vieren arbeiten Skinner und ich uns an dem umgestürzten Baumstamm entlang und nutzen ihn als Deckung. Dann ziehe ich Skinner hinter einen wild wuchernden Busch.

»Hier war jemand!«, ruft der Vigilant. Er hat den umgestürzten Baum erreicht und starrt die Stelle hinter der Krone an, wo wir uns versteckt haben. »Zwei Personen, würde ich sagen. Der Boden ist noch ganz warm.«

»Weitersuchen!«, befiehlt sein Kollege und überquert die Straße, um ihm zu helfen. »Die können sich ja nicht in Luft aufgelöst haben!«

Verfluchte Datenbrillen! Ich frage mich, seit wann die Vigilanten

damit ausgerüstet sind. Jetzt laufen sie beide in unsere Richtung. Ich blicke mich um. Die einzige Fluchtmöglichkeit führt tiefer in den Wald, doch unsere Verfolger würden unsere Schritte im Unterholz hören.

Skinner stößt mich an, deutet auf den Kombikopter der Vigilanten und sieht mich fragend an – zumindest glaube ich, dass es ein fragender Blick ist, denn die Sonnenbrille verschlüsselt wie immer seinen Gesichtsausdruck.

»Fingerabdruckscanner«, flüstere ich.

Skinner nickt kurz und wendet seine Aufmerksamkeit wieder den Männern zu, die nach uns suchen. Der erste von ihnen hat uns so gut wie erreicht, ich kann durch das Blattwerk bereits sein Gesicht erkennen. Ernste Züge, teigig von zu viel schlechtem Essen. Seine Uniform schützt seinen Solarplexus, aber der Hals liegt fast vollständig frei. Mit einem gezielten, festen Schlag könnte ich ihn für eine Weile außer Gefecht setzen.

Ich blicke herüber zu Skinner, um ihm deutlich zu machen, was ich vorhabe, doch ich komme nicht mehr dazu. Auf einmal schleudert er mich aus dem Gebüsch heraus zu Boden und stürzt sich auf mich, nagelt meine Handgelenke mit den Knien auf dem Asphalt fest. Dann schließen sich seine Hände um meinen Hals und er drückt zu.

Reflexartig habe ich ausgeatmet, als ich rücklings auf den Waldgrund gefallen bin. Genauso instinktiv schnappe ich nun nach Luft, doch es ist vergeblich. Ich bin so perplex, dass ich im ersten Augenblick einfach nur bewegungslos unter ihm liege. Dann erst beginne ich, mich zu wehren, mich unter ihm zu winden.

»Hör auf zu zappeln!«, fährt er mich an. »Dann geht es schneller.« Skinners Griff um meinen Hals verstärkt sich. Er hat unglaublich viel Kraft.

Ich schnappe nach Luft und versuche, seinen schweren Körper von mir herunterzutreten, doch mit jeder Bewegung schreien meine Lungen nur dringender nach Luft. Automatisch versuche ich zu atmen und höre mich selbst gequält japsen. Dann wird mir schwindelig, die Baumkronen über meinem Kopf beginnen sich zu drehen. Mein ganzer Brustkorb brennt und ich mobilisiere meine Kräfte, um mich aufzubäumen, mich irgendwie zu verteidigen.

Im nächsten Moment zischen auf einmal zwei Elektroden in Skinners Schultern und der elektrische Schlag schleudert ihn in Richtung Straße.

»Ein Cupid!«, triumphiert einer der Vigilanten.

Sofort werde ich in die Höhe gerissen. »Geht es Ihnen gut? Sind Sie verletzt?«

Ich bin außerstande, etwas zu erwidern. Stattdessen starre ich herüber zu Skinner, der mit einem zweiten Stromstoß malträtirt wird. Er keucht auf, fällt zurück auf den grasbewachsenen Boden und bleibt heftig atmend liegen.

»Können Sie mich verstehen?«, fragt der Vigilant.

Der andere zieht Skinner in die Höhe und legt ihm Fesseln an, schwarze Ringe aus Carbon, die wie eine Acht aussehen und sich eng an seine Haut schmiegen. Und dann nehmen sie uns beide mit zu ihrem Kombikopter. Ich bin immer noch zu fassungslos, um einen klaren Gedanken zu fassen oder auf die Fragen des Vigilanten zu antworten.

»Die Kleine braucht einen Arzt«, ruft er seinem Kollegen zu.

»Am besten fliegen wir auf direktem Weg in die Stadt!«

Skinner wird auf die Rückbank verfrachtet, die durch eine Glasscheibe vom vorderen Bereich getrennt ist, und einer der Vigilanten nimmt neben ihm Platz. Der andere bittet mich auf den Sitz des Copiloten.

»Verdammte Cupids«, sagt er, sobald wir in der Luft sind.

Ich gebe ihm nicht direkt eine Antwort, muss mich erst sammeln. Ich denke an das Feuer, das Skinner auf Finisterra entfacht hat, denke daran, wie tapfer er Seite an Seite mit uns gegen seinen Vater gekämpft hat. »Ja«, sage ich dann leise. »Danke für die Rettung.«

»Dafür sind wir da.« Der Vigilant lächelt zu mir herüber. Er ist jung, jünger als sein verquollener Kollege. Nervöse Flecken haben sich auf seinem Hals ausgebreitet. »Dürfte ich Sie etwas fragen?«

»Sicher.« Verstohlen sehe ich an meinen Kleidern herunter. Kaum zu glauben, dass er mich für eine Industrielle hält. Man muss blind sein, um die Risse zu übersehen. Die vielen Stellen, an denen der Stoff bereits dünn geworden ist.

»Sind ... sind Sie eine Heilerin? Denn wenn dieser Cupid ein so großes Interesse an Ihnen hatte ...«

Ich blicke zu ihm herüber.

»Meine Mutter ist sehr krank«, sagt er schnell und hoffnungsvoll. »Sie hat deswegen ihre Arbeit in den Textilwerken verloren. Ein Gesundungshaus können wir uns nicht leisten und ...« Ich sehe, wie sein Adamsapfel hüpfet, als er schwer schluckt.



NADINE D'ARACHART & SARAH WEDLER

SAVIOUR
Absolute Erlösung

i m .
p r e
s s

*Nichts auf der Welt ist so unberechenbar wie Feuer.
Alles ist möglich. Wenn es erst einmal brennt,
weißt du nie, was es anrichten wird.
Nichts auf der Welt ist so frei wie Feuer.*

Skinner

KAPITEL 1

Du bist mein wahrer Grund zu kämpfen. Du bist mein Grund zu leben.

Cys Worte hallen durch meinen Kopf, immer und immer wieder, und unser Kuss scheint ewig zu dauern. Sanft streichen seine Finger über meine Wangen, doch sie sind eiskalt und zittern. Ich kann seine Angst um mich in jeder seiner Berührungen fühlen. Irgendwann, es mögen Stunden vergangen sein oder nur Sekunden, lösen sich seine Lippen beinahe unwillig von meinen. Ich schlage die Augen auf. Orangefarbener Feuerschein tanzt auf Cys Gesicht, lässt seine Tränen wie glühende Lava leuchten. So viele Empfindungen mischen sich auf seinen Zügen. Angst und Erleichterung, Freude und Unsicherheit. Ich möchte etwas sagen, möchte auf seine Worte antworten, doch als ich einatme, füllen sich meine Lungen mit beißendem Rauch und anstatt auch nur ein Wort hervorzubringen, muss ich husten.

»Sie braucht frische Luft.« Ehe jemand anderes sehen kann, dass er geweint hat, wischt sich Cy über die Wangen, dann hebt er mich mühelos vom Boden. Nur gedämpft nehme ich das Zischen und Knacken des Feuers wahr, den Lärm der brennenden Ruine, in der immer wieder Trümmer zu Boden krachen.

»Halt dich fest!«

Aus zusammengekniffenen Augen sehe ich mich um, kann die anderen nur schemenhaft erkennen. Patience, Skinner ...

»Jo, halt dich an mir fest!«

Erst jetzt verstehe ich, dass Cys Worte mir gelten und schlinge die Arme um seinen Hals. Schnellen Schrittes trägt er mich weiter vom Feuer fort. Ich schließe die Augen, lehne den Kopf an seine Schulter. Der Rauch benebelt meine Sinne und selbst, als wir aus

ihm heraustreten, fühle ich mich noch völlig benommen. In meinem Kopf dreht sich alles, Bilder flattern wie kreischende Vögel durch mein Bewusstsein: Cy über mir, wie er mich anschreit, dass ich nicht gehen darf, Patience' erschrockenes Gesicht, Skinner, der einem Watcher ins Gesicht schlägt. Und dann ein weiter, verdorrter Acker unter gleißendem Sonnenlicht. Dazu das Gesicht einer Frau, immer und immer wieder. Es ist, als müsse sich alles in meinem Kopf erst einmal neu sortieren.

Ich presse die Lider fest zusammen, lasse das Vogelgeflatter zwischen meinen Schläfen zu.

Dann, irgendwann, werde ich auf etwas Weiches gelegt und weiß, dass es an der Zeit ist, wieder voll da zu sein. Ich öffne die Augen und sehe mich verwirrt um. Wir sind auf einer Lichtung am Rande eines Felsmassivs. Der Boden ist schon mit bräunlichem Laub bedeckt. Die Blätter, die noch an den Zweigen hängen, haben sich sonnengelb und blutrot verfärbt. Cy ist neben mir in die Hocke gegangen, Schweiß steht auf seiner Stirn. Er sieht so erschöpft aus wie ich mich fühle.

»Wir sind Menschen«, flüstere ich, ohne mir selbst darüber klar zu sein, ob es eine Frage oder eine Feststellung sein soll.

Cy lächelt, greift nach meiner Hand und drückt sie. »Ja. Wir sind keine Watcher mehr. Wir haben es geschafft.«

Ich weiß, dass genau das unser Ziel war. Ich bin mir im Klaren darüber, dass die Odyssee, die auf unsere Abreise von Lundy folgte, einzig und allein diesem Zweck diene. Und doch reißt mir der Schrecken darüber, dass es jetzt wahr geworden ist, sprichwörtlich den Boden unter den Füßen weg.

Menschlich sein ... Ich horche in mich hinein und suche nach Anzeichen. Nach Antworten. Mein Körper fühlt sich anders an als früher. Mein Herz schlägt schneller und in meinem Kopf herrscht

das Chaos. All die reinen und klaren Gedanken, die mich während der vergangenen Jahre leiteten, werden von Gefühlen überlagert. Von Empfindungen. Die stärksten davon gelten Cy, aber manche auch vollkommen unwichtigen Dingen. Den Waldgeräuschen um uns herum, dem feuchten Boden unter mir, der überwältigenden Schönheit des rosafarbenen Morgenhimmels, den ich zwischen den Baumkronen erkennen kann. Es scheint, als wären menschliche Gehirne nichts als überlastete Maschinen, ständig beschäftigt mit den Wellen aus Eindrücken und Emotionen, die sie Tag für Tag, Stunde für Stunde überrollen.

Liebe. Zorn. Erleichterung. Sorge. Ein reines Gewissen – oder ein schlechtes.

Blitzschnell setze ich mich auf und schaue mich nach Patience um. Noch immer ist mein Blick nicht ganz klar, aber ich erkenne sie an ihrem goldenen Haar, auf dem die ersten Sonnenstrahlen des Tages funkeln. Sie läuft am Rande der Lichtung, zu der Cy mich gebracht hat, auf und ab, kickt mit dem Stiefel einen Tannenzapfen vor sich her und lässt die Schultern hängen. Weder Skinner noch das Cupidmädchen sind bei ihr, um sie zu trösten. Sie beide halten den Watcher in Schach. Mali hingegen hat sich in ihrer Nähe niedergelassen und verfolgt ihr Auf und Ab mit den Augen. Meine treue Hündin hat schon immer gespürt, wenn sie gebraucht wurde.

»Patience weiß es«, flüstere ich heiser. »Meine Güte, Cy.«

»Ja, ich weiß. Ich weiß.«

Noch ehe ich über meine nächsten Worte nachdenken kann, sprudeln sie aus mir heraus. »Du hast sie geküsst ... in Elizabeth ... du hast –«

»Jo.« Er sieht mich an. Er sieht so unglaublich gut aus, selbst mit verrußtem Gesicht, selbst mit roten, geschwollenen Augen. »Sie

hat *mich* geküsst. Ich habe sie abgewiesen. Ich war nett zu ihr, aber ich habe ihr nie Hoffnungen gemacht.«

Verschwommen erinnere ich mich an diesen Moment. Als sich die Lippen der beiden trafen, habe ich mich abgewandt und aus dem Staub gemacht. Vermutlich sagt er die Wahrheit. Er ist niemand, der die Gefühle eines anderen Menschen schamlos ausnutzen würde. Und doch scheint Patience geglaubt zu haben, dass er sie auch liebt.

Sie braucht mich jetzt. Ich versuche aufzustehen, doch Cy drückt mich behutsam zurück auf den Boden. »Du musst erst mal zu Kräften kommen. Mach dir keine Sorgen. Sie wird es überstehen. Sie ist stärker, als du denkst.«

Die Art, wie er sich verhält, straft seine Worte Lügen. Seit seinem leidenschaftlichen Kuss gleich nach meiner Rettung beschränkt er den Körperkontakt zu mir auf freundschaftliche Gesten. Ich spüre, wie schwer ihm das fällt. Immer wieder ruht sein Blick ein bisschen zu lange auf mir oder seine Finger lösen sich nur unwillig von meinem Körper. Doch es würde Patience zu sehr verletzen, wenn wir auf einmal offen zeigen, was wir füreinander empfinden. Bei dem Gedanken krampft sich mein Herz zusammen. Jetzt, wo meine Emotionen nicht mehr gedämpft werden, empfinde ich so unglaublich viel für ihn. In mir scheint es regelrecht zu brodeln. Heimlich blicke ich zu ihm auf, sehe zu, wie seine aufmerksamen Augen über die Lichtung huschen und möchte mich in ihrem Blau verlieren, das so unendlich scheint wie der Himmel über dem Niemandsland. Aber das geht nicht. Erleichtert stelle ich fest, dass ich auf gewisse Weise immer noch *funktioniere*. Dass mein Hirn sich wieder in Gang setzt und bereits versucht, durch das Chaos der Emotionen hindurch zu planen, wie es weitergehen soll.

»Wie weit haben wir uns von Leighs Haus entfernt?«, frage ich Cy.

»Weit genug.«

»Bist du sicher? Wenn uns jemand folgt oder ...«

Cy blickt mich an und die Betroffenheit in seinen Augen bringt mich zum Schweigen. »Das Haus ist in die Luft geflogen. Sie sind tot.«

Ich versuche, das Ausmaß der Katastrophe zu erfassen, die sich auf dem geheimen Anwesen ereignet hat. Wie viele Watcher waren es? Etwa zwanzig sind ins Kaminzimmer gestürmt, aber ich habe hinter ihnen noch mehr gesehen, auf der Treppe lauernd. Langsam schaue ich herüber zu dem blonden Jungen. Mittlerweile sitzt er auf dem Boden und hat die Hände um die Knie geschlungen. Ein seltsamer Ausdruck liegt in seinem Gesicht. Er wirkt wütend, fassungslos, traurig und ungläubig, alles zugleich.

»Warum ist er hier?«, frage ich.

»Wir haben beschlossen, ihn erst mal mitzunehmen. Aus irgendeinem Grund hat er Zugriff auf unsere Chips, also muss er bei Leigh ein verdammt hohes Tier sein.«

Ihn erst mal mitzunehmen. Erst jetzt wird mir klar, dass er anscheinend unser Gefangener ist, und nun bemerke ich auch den Dolch, der in Skinners Hand blitzt. Provokativ spielt er mit der Klinge herum und ich bezweifle nicht, dass er sie gegen unseren Begleiter einsetzen würde, wenn es nötig wäre.

Das Cupidmädchen hingegen hat sich zurückgezogen. Sie steht im Schatten am Rande der Lichtung.

Niemand sagt ein Wort. Eine gewisse Anspannung scheint wie eine dicke Wolke über uns zu hängen, begleitet von einer unbestimmten Trauer. Ich sehe Skinner an. So froh ich bin, Cy hier bei mir zu haben, so sehr sehne ich mich nach einem Blick von

Skinner oder einem Satz aus seinem Mund. Alles fühlt sich gerade so unbestimmt an, so neu und fremd. Nach allem, was Skinner und ich gemeinsam erlebt haben, erscheint er mir im Moment als der Einzige, auf den ich mich wirklich verlassen kann. Doch er beachtet mich nicht und mir fehlt die Kraft ihn zu rufen. Mein Versuch, die Dinge in meinem Kopf ein wenig zu ordnen, hat mich so sehr ermüdet, dass ich schon nicht mehr in der Lage bin, laut zu sprechen.

»Es wird noch dauern, bis wir weiterkönnen«, wendet sich Cy an die anderen. »Sie muss erst wieder zu Kräften kommen. Sind wir hier fürs Erste sicher?«

Skinner sieht Cy an, dann versetzt er dem am Boden sitzenden Watcher einen unvermittelten Fußtritt, ein wenig fester, als es nötig wäre. »Antworte ihm!«

Der Watcher – ich glaube mich zu erinnern, dass es Charley ist, Slades Sohn – blickt auf. Ich kann sein Gesicht nur verschwommen erkennen, dennoch entgeht mir nicht, dass der Zorn in seinen Augen jetzt noch stärker aufflammt.

»Ja«, knurrt er.

»Geht das ein wenig genauer?«

»Darian weiß nur, dass wir aufeinandergetroffen sind, aber er wartet noch auf meine Rückmeldung und hat keine Ahnung, was genau passiert ist oder wo wir sind. Wenn er Vigilanten losgeschickt haben sollte, würden sie uns nicht so schnell erreichen.«

Cy nickt zufrieden. »Gut.« Er wendet sich mir zu. »Dann leg dich kurz hin. Danach reden wir.«

Ich will protestieren. Es gibt so viel Ungeklärtes, so viele drängende Fragen, um die wir uns kümmern müssen. Mein Geist ist in Aufruhr, doch mein Körper lässt sich von Cys verlockendem

Vorschlag sofort einlullen. Als wären diese beiden Teile von mir keine Einheit mehr. Als fehle nun der Kitt, der mein Handeln stets hat effizient sein lassen.

Mit diesem beängstigenden Gedanken schlafe ich schließlich ein.

KAPITEL 2

Lynn hat den Blick auf Charley gerichtet, doch eigentlich starrt sie durch ihn hindurch. Ihr Inneres fühlt sich leer an, einsam, und gleichzeitig tobt in ihr eine Wut, die sie kaum beschreiben kann. Sie hat Slade verloren. Spunk, Zeke und sogar Catrall fehlen ihr. Mit einem Mal ist es, als wäre sie allein auf der Welt. Sie fühlt sich fehl am Platz. Eine verräterische Überläuferin, von ihren Gegnern geduldet, weil keine Gefahr mehr von ihr ausgeht.

Ruckartig löst sie sich von ihrem Platz und murmelt etwas, von dem sie hofft, dass es die anderen einfach akzeptieren und nicht nachfragen. Dann geht sie in den Wald, nur ein paar Schritte, bis sie den störenden Geruch der Saviour nicht mehr wahrnehmen kann. Sie lehnt sich an einen der mächtigen Baumstämme und schließt die Augen. Das Holz drückt gegen ihren Rücken und sie stellt sich vor, dass es Slades Körper ist, an den sie sich schmiegt. Sie ruft sich sein Gesicht ins Gedächtnis, seine Lippen, auf denen immer dieses Lächeln lag, wenn er sich seiner Sache besonders sicher war.

Ein Stich durchfährt sie und jagt ihr eine Gänsehaut über den Körper.

Hätte sie ihn retten können? Sie versucht, den Gedanken zu verdrängen, ihn einfach abzuschütteln. Was hätte sie denn tun sollen? Slades Sohn vor seinen Augen töten? Das hätte er ihr nie verziehen.

Nur die anderen, die hätte sie vielleicht vor der Explosion bewahren können. Sie hätte Skinner davon abhalten müssen, das Feuer zu legen oder zumindest Seite an Seite mit den anderen Cupids sterben sollen. Mit denen, die waren wie sie. Ihrer Familie.

Lynn fragt sich, wie es jetzt weitergehen soll. Sie kann nicht ewig mit den drei Watchern, der Heilerin und diesem Halbmenschen

zusammenbleiben. Oder doch?

Sie weiß es nicht. Sie weiß gar nichts mehr. Die Welt, in der sie bis vor wenigen Stunden noch gelebt hat, scheint nicht mehr zu existieren.

Langsam lässt Lynn sich am knorrigen Stamm des Baumes auf den Boden sinken. Es muss doch etwas geben, das sie tun kann. Soll sie alleine losziehen und im Gedenken an die anderen Heilerkinder ausbeuten? Dieser Gedanke fühlt sich so falsch an, dass sie sich kaum vorstellen kann, sich jemals damit identifiziert zu haben. Die junge Heilerin, mit der sie seit einiger Zeit umherzieht, hat es nicht verdient, dass man ihr Schaden zufügt. Haben die Watcher es verdient, dass sie sie weiter bekämpft? Hat Leigh es verdient, dass sie Rache an ihm nimmt? Oder sollte sie sich an Charley rächen, dafür, dass er Slade mit einem einzigen, gezielten Hieb getötet hat?

Alles wirkt so unwirklich auf sie, so falsch und unreal.

Lynn wischt sich durchs Gesicht und spürt nichts als Kälte unter ihren Fingern. Keine Tränen, keine fiebrigen Wangen. Seit Slades Erzählung erinnert sie sich vage an die Zeit, als sie noch ein Mensch war. Erinnert sich an Charley, den kleinen Jungen mit den großen, wachsamen Augen. Wenn sie nur früher von ihm gewusst hätte ... Vielleicht hätte sie den Jungen, ihre Verbindung zu Slade, nutzen können. Sie hatte Catrall etwas voraus, das weiß sie nun, wo es zu spät ist.

Sie spitzt die Ohren und lauscht. Es gelingt ihr mühelos, die Gespräche der Watcher auszublenden und sich ganz auf Charleys Atemzüge zu konzentrieren. Er scheint so alt zu sein wie sie. Etwas Widernatürliches – ein Chip aus Leighs Produktionsstätte – sorgt dafür, dass er nicht altert. Dass er ewig jung bleibt, genau wie Lynn.

Ein bisschen beneidet sie die beiden Watcher darum, dass sie wieder Menschen sind. Dass sie wieder fühlen können, Bedürfnisse

haben, die so leicht zu stillen sind. Andererseits jagt ihr der Gedanke an ihre Verletzlichkeit der Menschen auch einen Schauer über den Rücken. Wie muss es sein, wenn man sich plötzlich vor jedem Angriff, vor jeder Kletterpartie und jeder Autofahrt fürchten muss? Jedes noch so kleine Unglück kann den Tod nach sich ziehen. Jede Verletzung, jede scheinbar harmlose Krankheit.

Lynn stellt sich vor, wie es wäre, wenn sie selbst wieder menschlich wäre. Sie würde älter und älter werden, ihr rotes Haar wäre irgendwann weiß, und dann würde sie vergehen und nicht mehr sein. Würde Slade sie erwarten, wenn sie ihren letzten Atemzug täte? Ist er noch irgendwo? Zögernd hebt sie den Kopf zum Himmel. Durch das Geäst des Waldes kann sie nur Himmelsfetzen erkennen und doch bewirkt das Morgenlicht, was ihre dumpfe Form der Trauer nicht vermag: Es treibt ihr die Tränen in die Augen.

Er war alles für sie. Jetzt ist sie leer. Lynn blickt zurück zur Lichtung, von wo sie die anderen noch immer leise reden hört. Dann beugt sie sich vor und zieht etwas aus ihrem Stiefel. Einen der Silberdolche, mit denen die Watcher bewaffnet waren. Er hat dem gehört, den sie getötet hat.

Sie steht auf, umfasst den kalten Griff fest und richtet die Spitze auf ihre eigene Brust. Slade ein letztes Mal nahe sein. Spüren, was er gespürt hat. Und ihm dann folgen zum Ende ihrer unendlichen Nacht – das ist besser, als für immer ohne ihn zu sein. Sie atmet ein. Presst die Lippen aufeinander. Und dann ist der Dolch auf einmal nicht mehr in ihrer Hand.

Blitzschnell reißt sie die Augen auf.

Ihr gegenüber hockt der schöne Halbmensch. Sein Gesicht lässt keine Gefühlsregung erkennen.

»Du richtest deine Waffe gegen den falschen Feind«, sagt er ungerührt. »Wir haben schlimmere Gegner als dich.«

»Eure Gegner sind nicht mein Problem«, gibt Lynn zurück. Sie versucht, fest zu klingen, aber ihre Worte hören sich lediglich verunsichert an.

»Du willst Frieden finden«, sagt er und wischt den Dolch an seiner Kleidung ab, als klebe bereits Blut daran. »Das verstehe ich. Aber das schaffst du nicht. Nicht auf diese Art. Du schaffst es, indem du dein bisheriges Leben ausmerzt. Die Fehler, die du gemacht hast. Die vielen, vielen Kinder, die du ausgelaugt hast, bis sie gestorben sind. Du fühlst dich verloren, weil niemand mehr da ist, der dir sagt, dass dieser Weg richtig war. Dass du ein Recht hattest, so viel Unheil anzurichten. Du bist im Moment verloren. Aber so muss es nicht bleiben. Du kannst alles wieder gutmachen.« Er legt ihr die Hand auf die Schulter und drückt kurz und heftig zu. »Wir brauchen dich noch.« Damit lässt er Lynn allein zurück.

Blinzelnd schaut sie herab auf ihre leeren Hände. Er hat ihre Waffe mitgenommen. Und er hat ihr den Mut genommen, es zu Ende zu bringen. Was, wenn er Recht hat? Wenn es für sie noch einen anderen Weg gibt als den, der sie ihr ganzes Leben lang immer hinter Slade hergeführt hat?

Auf einmal vernimmt sie seine Stimme, so klar und deutlich, als stünde er auf der anderen Seite des Baumes:

Du willst nicht sterben. Ich kann dir helfen am Leben zu bleiben. Willst du das?

Lynn schluckt schwer, dann wendet sie all ihre Kraft auf, um aufzustehen und sich vom kühlen Holz abzustoßen.

»Ich muss mir jetzt selbst helfen«, murmelt sie.

Damit lässt sie die Einsamkeit des Waldes hinter sich zurück.

KAPITEL 3

... Meine Finger tasten über die Armaturen des Wagens.

Frühlingsbrise, Außenwelt, Wohlfühlwind. So viele Möglichkeiten. Ich blicke hinaus auf die Straße, die vor uns liegt wie eine gerade, schwarze Schnur und wähle *Arktischer Wind*.

Skinner sitzt am Steuer neben mir und lächelt über meine Wahl, dieses bestimmte Skinner-Lächeln, das immer ein bisschen mehr ist als nur ein Lächeln und doch nie lesbar. Weil er eine andere Sprache spricht als wir alle. Die Sprache eines Jungen, der überall zurechtkommt und doch nirgends zu Hause ist. War jemals jemand auf dieser Welt freier als Skinner?

»Fahr schneller.« Meine eigene Stimme.

Er lacht und tritt aufs Gas. Ich schließe die Augen. Wir rasen dahin und im Auto, um uns herum, tost der Polarsturm. Klare, angenehme Luft, das Gegenteil von Rauch und Feuer. Skinners Hand legt sich auf mein Bein, vertraut und doch fern, freundschaftlich und doch ... *anders*. Es ist nicht wichtig, was er sich dabei denkt oder was ich in diesem Moment denke. Nur der Augenblick zählt, die endlose Straße, der Wind, der Weg, die Freiheit. Das Gefühl vom Fliegen, grenzenlos, endlos.

Doch irgendwann endet alles ...

Als eine Hand behutsam an mir rüttelt, erwache ich aus meinem Traum. Es ist noch ein wenig heller geworden und ich muss ein paar Mal blinzeln, ehe sich mein Blick klärt. Ich liege noch immer auf dem Waldboden, alles um mich herum wirkt still und friedlich. Auch das Kreischen der Emotionen in meinem Kopf hat ein wenig nachgelassen. Dort, wo vorhin noch Chaos war, spüre ich jetzt riesengroße Verwirrung. Dieser Traum, er war so echt, und er handelte von Skinner. Von meiner Flucht mit Skinner. *Warum?*

»Ich habe etwas zu essen besorgt.« Cy, der mich geweckt hat, hebt ein paar Büschel grüner Blätter in die Höhe, an deren Enden dreckverkrustete Knollen baumeln. Auch seine Hände und Unterarme sind voller Erde. »Rohe Kartoffeln.« Er lächelt matt. »Nicht gerade ein Festmahl, aber ...«

Ich setze mich auf und greife mit einer Gier nach einem der grünen Büschel, die mir fremd sind.

Cy lacht auf. »Hunger. Ein komisches Gefühl, oder?«

Ich lächle, doch ich habe ihm nicht wirklich zugehört. Stattdessen mustere ich ihn genau. Die Ledermanschetten um seine Handgelenke, seine Haut, die aus den Löchern in seinem Oberteil hervorblitzt. Sein raues, sanftes, so verdammt gegensätzliches Gesicht. Ich will *ihn* hier bei mir haben. Ich liebe ihn. Skinner liebe ich nicht. Und dennoch habe ich von ihm geträumt. Verstohlen schaue ich mich nach ihm um. Er sitzt in der Nähe des Watchers und bewacht ihn noch immer. Mir entgeht trotz seiner Sonnenbrille nicht, dass sein Blick wieder und wieder zu mir herüberhuscht.

Während ich den Dreck von der Kartoffel reibe und mich dabei immer noch schwach fühle, sehe ich mich auf der Lichtung um. Und mir wird klar, dass die Ruhe, die hier herrscht, keineswegs friedlich ist. Sie ist finster. Sie zeugt von Ratlosigkeit und Schockiertheit, von Zorn und Verzweiflung.

Mein Blick bleibt an Patience hängen. Sie hat mittlerweile aufgehört, rastlos umher zu tigern, sitzt auf dem Boden neben Mali und rupft lustlos die Blätter von ihrer Mahlzeit.

»Patience«, rufe ich. »Komm mal hierher, ja?«

Patience ignoriert mich und beißt fast wütend in ihre Kartoffel. Angewidert verzieht sie das Gesicht und spuckt den gelblichen Klumpen gleich wieder aus.

»Patience, bitte.«

Sie wischt sich über den Mund und murmelt etwas Unverständliches, dann kommt sie mit schlurfenden Schritten zu mir und hockt sich vor mich.

»Alles in Ordnung?«, frage ich so leise es geht.

Sie nickt und schlägt die Augen nieder. Auch ihre Lider sind rot und geschwollen.

»Es tut mir so leid ...« Ich streiche ihr über das lange goldene Haar und für einen Moment fühlt es sich an wie früher.

Dann weicht Patience meiner Hand aus und starrt in den Wald. »Es ist alles so ...« Sie spricht nicht weiter und ich verstehe, dass es für ihre Gefühle keine Worte gibt. Keine Beschreibung wäre passend für das, was in ihrem Inneren wütet.

»Ich weiß. Ich verstehe dich, auch wenn –«

Patience schüttelt den Kopf. »Lass nur.« Noch immer schaut sie mir nicht ins Gesicht und ich hoffe, dass es aus Wut auf mich ist, nicht aus Traurigkeit.

»Wie du mich gerettet hast«, beginne ich, »das war großartig. Deine Fähigkeiten werden immer besser und –«

»Jo, bitte.« Patience steht mit einem Ruck auf. »Lass es gut sein.« Damit wendet sie sich von mir ab.

Ich will sie zuerst einfach gehen lassen, aber dann entdecke ich etwas, das mich dazu bringt, sie am Arm festzuhalten. »Patience«, sage ich ein wenig alarmierter, als ich möchte. »Du bist verletzt.«

Sie hält in der Bewegung inne, dann geht sie langsam, mit dem Rücken zu mir, wieder in die Hocke. Ein paar Strähnen ihres Haars sind blutverkrustet. »Ist es etwas Schlimmes?«, fragt sie und ist auf einmal wieder das kleine Mädchen, das sie einst war. All ihr Zorn scheint verflogen.

Ich beuge mich vor und streiche ihr Haar zur Seite. Ihr Nacken

ist ebenfalls blutig, auch ihr Kragen ist rostrot verfärbt. Gleich darüber entdecke ich eine winzige Wunde, einen Schnitt, der leicht auseinanderklafft.

»Nein«, beruhige ich sie. »Keine Angst.« Ich ziehe mir den Ärmel über die Hand und halte sie ihr vors Gesicht. »Spuck da drauf.«

Sie zögert, tut es aber dann und ich wische ihr behutsam das Blut vom Nacken. Nach und nach kommt ihre vom Sommer leicht gebräunte Haut wieder zum Vorschein und die Wunde entpuppt sich als noch kleiner, als ich zuerst dachte. Doch dann entdecke ich etwas, das mir das Blut in den Adern gefrieren lässt.

»Cy?«, rufe ich. »Skinner?« Ich ärgere mich selbst über den unsicheren Klang meiner Stimme.

Auch Patience bemerkt ihn sofort. »Was?«, fragt sie. »Was ist denn?«

Beinahe zeitgleich erreichen uns ihr Bruder und ihr ehemaliger Wächter. Auch Lynn kommt ein paar Schritte näher, lediglich Charley rührt sich nicht, sondern starrt konzentriert den Boden an.

»Seht mal hier«, sage ich und deute auf eine Stelle gleich unter Patience' Haaransatz. Eine fast quadratische Erhebung.

»Warum sagt mir denn keiner, was los ist?«, fragt Patience weinerlich.

»Vielleicht ist etwas Dreck in die Wunde gelangt«, mutmaßt Cy.

»Das ist kein Dreck, du Schwachkopf.« Skinner klingt finster. »Siehst du nicht, dass es rechteckig ist? Das ist ein Mikrochip.«

Nun fährt die Heilerin zu uns herum. Ihre Augen sind groß vor Schreck. »Das ist unmöglich! Mein Chip sitzt genau dort, wo auch der von Jo und Cy ist!«

Sie spricht von der kleinen Platine, die während der letzten Jahre stets kontrollierte, ob wir in ihrer Nähe waren. Zur Sicherheit der Heiler ist es unmöglich, dieser Art von Chip andere

Funktionen zuzuweisen.

»Jemand hat dir einen zweiten eingepflanzt«, sage ich.

»Vielleicht –« Weiter komme ich nicht, denn ein wütender Aufschrei schneidet mir das Wort ab.

Cy hetzt auf den Rand der Lichtung zu, wo Charley drauf und dran ist, im Unterholz zu verschwinden. Cy stürzt sich auf ihn und ringt ihn zu Boden. Mit aller Kraft versucht der Watcher, sich unter ihm hervor zu winden, doch Cy beweist, dass er mit seinem Wächterstatus keineswegs seine Kraft eingebüßt hat. Er dreht Charley auf den Rücken und versetzt ihm einen festen Schlag in die Magengrube, dann einen weiteren auf die Nase.

Doch Charley ist kein Schwächling und darauf abgerichtet, sich von Schmerzen nicht beeindrucken zu lassen. Er holt zum Gegenschlag aus, einem wuchtigen Fausthieb, der Cy beinahe von ihm herunterschleudert. Lynn und Patience beobachten das Schauspiel wie versteinert. Ich hingegen stehe auf und laufe, wenn meine Beine auch immer noch etwas wacklig sind, auf die beiden zu. Cy fängt sich einen weiteren Schlag ein, doch ehe Charley ihn endgültig loswird, geht Skinner neben ihm in die Hocke und hält ihm seinen Dolch an den Hals.

»Glaub nicht, dass ich es nicht tue«, zischt er.

Ich zumindest bezweifle es keine Sekunde lang. Skinners Stimme ist schneidend wie Glas. Eisig wie Polarwind. Sein unversehrtes Auge blickt kalt auf seinen Kontrahenten herab.

»Was ist, Cupid, willst du deine Kumpane rächen?« Charleys Stimme klingt gepresst. Die Klinge des Messers drückt in seine Haut und hinterlässt bereits einen roten Abdruck.

»Wäre das nicht in unser beider Interesse, *Cupidsohn*?«

Charley starrt Skinner an. Ich kann sehen, wie er die Zähne aufeinanderbeißt. Seine Wangenknochen treten hervor und mir

fällt auf, dass er unfassbar viel Ähnlichkeit mit Slade hat. Lediglich das blonde Haar und die Tatsache, dass er einige Jahre jünger ist, unterscheiden ihn von seinem Vater.

»Nimm das Messer weg«, fordert er. »Ich bin für keinen von euch eine Bedrohung.«

Cy, der immer noch auf ihm hockt, lacht kurz und hart. »Du hast Patience einen Mikrochip eingepflanzt.«

»Das war ich nicht!«

»Wer sonst?«

Charley schweigt und scheint selbst zu merken, dass das eine reichlich ungeschickte Lüge war. Das Messer bleibt an Ort und Stelle.

Lynn ist näher an ihn herangetreten und starrt auf ihn herab. Sie sieht aus, als würde sie den kleinen Jungen, der er einst war, immer noch lieben, aber den linientreuen Watcher, zu dem er geworden ist, abgrundtief hassen.

»Was jetzt?«, fragt Patience, während sie unsicher ihren Nacken betastet.

»Wir müssen uns ohnehin noch eine Lösung für ihn überlegen.« Skinner sieht mich an. »Wir haben nur darauf gewartet, dass du wach wirst. Wenn du willst, wenn ihr einverstanden seid, erledige ich das Problem gleich an Ort und Stelle.«

Niemand sagt etwas. Charleys angespannte Atemzüge sind das Einzige, was die Stille durchbricht und das Einzige, was verrät, dass ihn sein drohender Tod alles andere als kaltlässt.

»Wie soll ich es tun?«, fragt Skinner und lässt die Klinge langsam herunter zu Charleys Brust gleiten. »Soll ich dich auf dieselbe Art töten, auf die du deinen Vater erledigt hast?«

Lynns Augen werden schmal, sie ballt die Hände zu Fäusten. Ihr ganzer Körper spiegelt den Kampf wider, der in ihrem Inneren

tobt. Doch ehe sie oder ein anderer von uns etwas sagen kann, ist es Patience, die einen Schritt vortritt. »Skinner. Nicht«, sagt sie. »Er verdient das nicht. Er hat Jo und Cy ... befreit.«

»Jeder hat mal einen lichten Moment«, gibt ihr Bruder ungerührt zurück.

»Sprechen wir zuerst mit ihm«, schlägt schließlich Cy vor. Wie immer ist er ein Stück weit sanfter als Skinner. »Und dann sehen wir, wie wir weiter mit ihm verfahren.«

KAPITEL 4

Wir haben Charley erlaubt sich aufzusetzen. Doch Skinner richtet nach wie vor die Klinge auf ihn und lässt ihn keine Sekunde lang aus den Augen.

»Das ist Carbonstahl«, sagt Charley argwöhnisch. »Damit tötet man schneller, als einem lieb ist.«

»Keine Sorge«, gibt Skinner zurück. »Wenn ich dich töte, dann ist es mir auch lieb.«

»Rede besser, Charley«, fügt Lynn hinzu. »Weshalb hast du der Heilerin diesen Chip eingepflanzt?«

Ich wundere mich ein bisschen darüber, wie schnell sich das Cupidmädchen plötzlich auf unsere Seite schlägt. Schon in Leighs Falle, in der die anderen Cupids starben, wandte sie sich uns zu. Ich kann nur hoffen, dass sie nicht einfach eine verdammt gute Schauspielerin ist. Andererseits, zu welchem Zweck sollte sie uns verraten? Da ist niemand mehr, dessen Seite sie der unseren vorziehen könnte.

Charley sieht uns alle der Reihe nach an. An mir bleibt sein Blick ein bisschen länger hängen. Ich habe vor Patience Position bezogen und schirme sie ab, für den Fall, dass er sich befreien kann. Mali hockt angriffsbereit neben mir.

»Wir drei sind vom gleichen Schlag«, sagt er. »Ihr wisst, dass ich einer Heilerin nie wehtun würde. Dass ich nie etwas tun würde, das ihr schadet.«

»Das beantwortet aber unsere Frage nicht«, gebe ich zurück.

Charley blickt auf die Klinge, dann schüttelt er den Kopf. »Darian Leigh«, sagt er unwillig. »Er hat sich schon gedacht, dass es nicht so leicht wird, sie wieder zu ihm zu bringen. Daher hat er mich mit einem Plan B beauftragt. Diesen Chip ...«, er zuckt mit den

Schultern, als wolle er sagen: *Was solls?*, »... habe ich ihr mit der Chippistole im Tumult nach unserem Kampf mit den Cupids eingepflanzt. Er zapft ihr Energie ab, das ist sein einziger Zweck. Er überträgt sie auf einen anderen Heiler. Dieser Heiler wiederum hilft beim Aufstellen der Armee.«

»Silver Quayle«, mutmaße ich.

Charley nickt. »Und er dürfte sich bereits an die Arbeit gemacht haben. Die Metropole erhebt sich, Jolette Somerville. Die Metropole lässt sich die Unterdrückung durch das Niemandsland nicht länger gefallen.«

»Unterdrückung?«, fragt Cy so heiser, als schnüre ihm etwas die Kehle zu. »Die Menschen im Niemandsland sind gar nicht in der Lage, jemanden zu unterdrücken!«

»Ihre Anschläge häufen sich. Wieder und wieder versuchen sie die Grenze zu überwinden. Sie vermehren sich unkontrolliert, sie haben das Land da draußen kahlgefressen und sie werden nicht davor zurückschrecken, sich über die ganze Stadt auszubreiten, wenn wir es nicht verhindern!«

»Mein Gott«, flüstert Cy. »So hört sich das also an, wenn man Darian Leigh voll und ganz auf den Leim geht. Was für ein hirnloses Gerede.«

»Ich bin nicht irgendein Idiot, der Leigh auf den Leim geht!«, braust Charley auf.

»Wer bist du dann?«, hake ich nach. »Du sagst, er hat dich mit einem Plan B beauftragt. Weshalb gerade dich? Weshalb keinen der anderen Watcher?«

»Weil ich eigentlich kein Watcher mehr bin«, sagt Charley und sein Tonfall verändert sich ganz leicht. »Schon bei der Ausbildung haben meine Trainer bemerkt, dass ich ... ein ziemliches Genie bin. Ich habe unsere Ausbildungshallen immer wieder benutzt, um

irgendwelche anderen Szenarien darin zu programmieren als die öden Wüsten- und Waldlandschaften. Natürlich blieb das nicht folgenlos. Sie brachten mich ins Biochem Centre. Testeten mich. Aber damals gab es noch keine Verwendung für meine Talente, also kehrte ich zurück und beendete die Ausbildung. Danach ging ich in den aktiven Dienst und begleitete eine Heilerin bis zu ihrer Volljährigkeit. Und dann ... rief mich die Leigh Corporation plötzlich zu sich. Ich dachte, ich hätte einen Fehler gemacht und es handle sich um eine vorzeitige Visitation. Stattdessen bot mir Darian, der den Konzern gerade von seinem Vater übernommen hatte, eine Stelle an. Als Scientific-Data-Manufacturer.«

»Als Entwickler«, zischt Skinner. »So nennt Leigh seine Entwickler. Sie forschen an neuartigen Chips und deren Funktionen.«

»Genau.« Charley wirkt für einen Augenblick fast stolz. »Er war jung und voller Tatendrang. Er war auf der Suche nach jemandem, der seine Zukunftspläne wissenschaftlich untermauert und hatte von meinen Fähigkeiten gehört. Ich war von Anfang an beteiligt am Niemandsland-Programm. An der Gleichgültigschaltung der Industriellen und der Kontrollierbarkeit der Arbeiter genau wie an der Planung des Armee-Konzepts. Und wenn ihr mir die Gelegenheit gebt, werde ich euch überzeugen, dass das auf Dauer der einzige Weg für uns ist. Wir brauchen die Menschen dort draußen nicht, aber sie brauchen unsere Ressourcen. Das ist doch –«

Cy kann nicht länger an sich halten. Fest und unvermittelt schlägt er Charley ein weiteres Mal ins Gesicht, und diesmal beginnt die Nase des Watchers zu bluten.

Langsam hebt er die Hand, wischt sich über die rot verfärbte Haut und betrachtet seine Finger. Er beschwert sich zwar nicht

darüber wie wir ihn behandeln, aber er verbreitet auch nicht weiter seine mörderischen Ansichten.

»Cy«, sage ich beruhigend, als ich sehe, wie seine Schultern vor Zorn beben. Ich trete näher und lege ihm eine Hand auf den Rücken. Immer noch sagt niemand anderes einen Ton.

Bis sich Patience schließlich ein Herz fasst. »Ich verstehe dich nicht ... Nach allem, was Lynn dir erzählt hat, hast du dich auf unsere Seite geschlagen. Du hast etwas ganz Entscheidendes für Jo und Cy getan. Wie kannst du dann immer noch die Ansichten meines Vaters teilen?«

»Leigh hat sich über mich lustig gemacht. Niemand tut das ungestraft. Er hat eine Abreibung verdient. Aber deswegen ist nicht alles, was er tut, schlecht. Deswegen sind seine Pläne nicht auf einmal verkehrt. Indem ich euch half, habe ich ihm eins ausgewischt –«

»Und jetzt willst du wieder sein Schoßhund sein?«, fragt Lynn kalt. »Dein Vater mag ein Verbrecher gewesen sein, aber er hatte hundert Mal mehr Rückgrat als du.«

Während sie spricht, weicht alle Farbe aus Charleys Gesicht und er ähnelt Slade noch mehr. Seine stechenden Augen bohren sich ins Laub zu seinen Füßen und scheinen es entflammen zu wollen.

»Halt den Mund, Cupid. Sprich nicht über ihn. Schlimm genug, dass du mich dazu gezwungen hast, mich zu erinnern. Mein sogenannter *Vater*«, presst er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »hätte mich in dieser Wand verrecken lassen. Wäre nicht irgendwann ein Vigilant aufgetaucht und hätte mich befreit, halb verhungert und verdurstet, dann wäre ich schon lange tot!« Tränen füllen seine Augen. Erst nur mit einem schwachen, feuchten Glanz, dann blinzelt er und dreht den Kopf weg.

Schon der zweite Junge an diesem Tag, der sich seiner Gefühle schämt. Fehlt nur noch Skinner, aber ich schätze, bevor wir ihn weinen sehen, wird die Stadt eher freiwillig Frieden mit dem Niemandsland schließen.

»Du bist ein solcher Idiot, Charley.« Lynns Stimme hat nichts von ihrer Kühle verloren.

»Ich habe ihm vertraut. Er hat versprochen, dass er zurückkommt. Aber er ist nicht zurückgekommen.«

»Weil sie ihn dich vergessen lassen haben!«, braust sie auf. »Genau wie sie dein Gedächtnis unter ihre Kontrolle gebracht haben, haben sie es auch mit seinem getan!«

»Und genau wie bei dir«, füge ich hinzu, »hat es auch bei Slade ein Schockerlebnis gebraucht, damit er sich an dich erinnern konnte. Aber da dachte er, es wäre zu spät. Er hat dich geliebt, Charley. Er hätte alles für dich getan.«

Das Schockerlebnis. Es scheint eine Schwachstelle der Technologien aus dem Hause Leigh zu sein, dass niemandes Gedächtnis voll und ganz eliminiert werden kann. Manchmal reichen ein paar gut gewählte Worte, manchmal sogar ein einziger Gegenstand, um die Erinnerungen zurückzuholen. So erinnerte sich Slade an Charley, als er ein Foto von ihm sah und Charley sich im Gegenzug an seinen Vater, als Lynn von dem Versteck in der Wand sprach.

In diesem Augenblick scheint es Charley egal zu sein, ob das Messer ihn trifft. Mit einem Ruck steht er auf und Skinner kann die Klinge gerade noch zurückziehen. Charley dreht sich von uns weg und verschwindet nun doch noch zwischen den Bäumen. Cy will ihm nachsetzen, aber ich halte ihn davon ab.

»Wenn er losrennt, hören wir das noch früh genug.«

»Und was machen wir jetzt?«, will Cy wissen. »Warten, bis er

sich ausgeheult hat?«

Lynn schüttelt den Kopf. »Ich rede mit ihm.« Lautlos folgt sie Charley ins Dickicht.

KAPITEL 5

Sie beobachtet ihn eine Weile, ehe sie sich ihm nähert. Er kniet an einem kleinen Bach und schöpft sich Wasser ins Gesicht. Es fällt ihr schwer, so unglaublich schwer, sich nicht an ihn heranzuschleichen, um ihn zu packen und seinen Kopf ins eisige Nass zu drücken, bis er sich nicht mehr rührt.

Mörder, schreit alles in ihr. Mörder, Mörder, Mörder.

Und doch ist er Chaz.

Sie fasst sich ein Herz, tritt aus dem Unterholz und setzt sich neben ihn.

Langsam blickt Charley auf. Wasser tropft von seiner Nasenspitze und aus seinem hellen Haar. Er mustert sie mit einer Mischung aus Neugierde und einem über die Jahre antrainierten Ekel.

»Du warst hübscher, bevor du eine Cupid wurdest«, sagt er in Anbetracht ihrer geröteten Haut.

»Und du warst sympathischer, bevor du ein Watcher wurdest.«

Seine Mundwinkel verziehen sich zu der Andeutung eines Grinsens. Dann dreht er den Kopf weg und reibt sich mit dem Ärmel das Wasser aus dem Gesicht. »Leigh hat mich gezielt auf ihn angesetzt. Er hat mir gesagt, dass er eine besondere Aufgabe für mich hat, eine besondere ... Ehre. Er wollte, dass ich noch ein letztes Mal in den Watcherdienst zurückkehre, um die Londoner Cupids zu erledigen. Und dass ich der Glückliche sein soll, der ihren Anführer tötet. Leigh wusste, wie sehr ich Slade verabscheue. Wahrscheinlich war mein Unterbewusstsein dafür verantwortlich, vermutlich hat ihn irgendein Teil von mir die ganzen Jahre über erkannt. Immer, wenn ich von ihm hörte, wurde ich wütend. Leigh war oft genug dabei, oft genug derjenige, der mir von Slades Missetaten erzählte. Er muss das von langer Hand geplant haben.« Fassungslos schüttelt

er den Kopf. »Ich kenne Darian Leigh seit beinahe dreißig Jahren. Ich dachte, wir wären Freunde und dass ich nicht zu denen gehöre, denen er tagein, tagaus etwas vormacht. Aber er hat mir diesen Auftrag ohne jede Regung erteilt. Ohne die Spur eines schlechten Gewissens.«

»Weil er mit dir spielt. Weil du ihm genauso egal bist wie alle anderen. Ihm sind doch sogar seine Kinder egal!«

Charley betrachtet sein Spiegelbild im klaren Wasser und schweigt eine ganze Weile. »Was ist, wenn sein Hass auf die Niemandsländler auch nur auf Lügen basiert? Was, wenn mein ganzes Leben und alles, woran ich glaube, nichts als ein riesiger Irrtum ist? Was soll ich jetzt tun?«, fragt er irgendwann. »Ich weiß es einfach nicht.«

Lynn beugt sich ein Stück zu ihm herüber und senkt die Stimme. »Was auch dein Vater getan hätte«, flüstert sie. »Sei nicht länger Leighs Marionette: Nimm Rache.«

KAPITEL 6

Patience hat uns allen den Rücken zugewandt und hält ihr Haar zur Seite. Skeptisch mustert Cy ihren Nacken. »Wir bräuchten Alkohol zum Desinfizieren und ...«

Skinner zieht das Fläschchen hervor, das er immer bei sich trägt und reicht es Cy wortlos.

»Tut es«, bittet Patience uns mit Nachdruck. »Ich fühle mich so unwohl mit diesem Ding. Macht es schnell, ehe ich darüber nachdenken kann.«

Sie tut mir leid. Es wird nicht angenehm sein, wenn ihr schon wieder eine Wunde zugefügt wird. Das Desinfizieren mit Skinners Schnaps wird höllisch brennen, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Aber sie hat keine Wahl.

»Setz dich hin.« Ich warte, bis sie sitzt, dann gehe ich vor ihr in die Hocke. »Keine Angst. Es wird nicht lange dauern.«

Patience nickt. Sie ist ein wenig blass geworden, aber sie beschwert sich nicht. Ich beuge mich vor und halte ihr Haar fest, während Skinner etwas Alkohol auf ihren Nacken träufelt. Wir haben beschlossen, dass er den Chip rausholen soll. Von uns allen hat er wahrscheinlich die ruhigste Hand. Er verreibt den Poitín mit dem Ärmel, viel behutsamer als ich es ihm zugetraut hätte.

»Das würde ich nicht machen«, sagt auf einmal eine Stimme zwischen den Bäumen her.

Cy starrt Charley entgegen, als würde er ihn am liebsten mit seinen Blicken töten. »Deine Meinung ist hier nicht gefragt.«

»Denkt doch mal logisch.« Slades Sohn tritt, gefolgt von Lynn, aus der Deckung des Waldes. »Darian ist im Moment nur wichtig, dass die Energieversorgung für Silver Quayle gesichert ist. Wenn ihr den Chip entfernt, weiß er sofort, dass irgendetwas

schiefgelaufen ist. Das wird ihn beunruhigen. So wiegen wir ihn in Sicherheit. «

»Ja, und er stellt in Ruhe seine Armee auf!«

Charley mustert uns alle eingehend. Dort, wo der Dolch vorhin gegen seinen Hals drückte, ist seine Haut angeritzt und rot. »Daran könnt ihr jetzt ohnehin nichts mehr ändern.«

»Doch, indem wir die Energieübertragung stoppen«, beharrt Cy.

»So einfach ist das nicht. Darian hat Silver Quayle jahrelang komplett ausgelaugt. Er war so gut wie *leer*. In der Zwischenzeit dürfte ihm der Chip genug Kraft übertragen haben, um Hunderte, wenn nicht Tausende von Toten zu erwecken.« Er schüttelt eindringlich den Kopf. »Es ist zu spät. Es bringt rein gar nichts, wenn ihr ihn entfernt. Damit weist ihr Darian nur darauf hin, dass etwas nicht stimmt.«

»Vielleicht hat er gar nicht so Unrecht.« Obwohl es mir schwer fällt, schlage ich mich auf Charleys Seite. »Wir sollten nicht einfach blindlings handeln. Wir sind Leigh für den Moment entkommen, aber was jetzt? Wie soll es weitergehen? Wir können ja schlecht einfach weiter und weiter laufen.«

Ich schaue zu Cy herüber, doch sein misstrauischer Blick ruht nach wie vor auf Charley. Dann sehe ich Lynn an. Das Cupidmädchen hält den Kopf gesenkt, um ihr bleiches Gesicht so gut es geht vor der Sonne zu schützen. Sie macht keinen guten Eindruck auf mich. Die Haut unter ihren Augen ist rot und geschwollen, unentwegt rinnen Tränen über ihre Wangen. Ich frage mich, ob der immer heller werdende Tag oder ihre Trauer schuld ist. Dann rufe ich mir ins Gedächtnis, dass sie immer noch eine Häscherin ist. Gnadenlos und größtenteils kalt. Aber dann höre ich ihre Stimme in meinem Kopf.

Ich liebe ihn so sehr, dass es weh tut.

Unmerklich schüttle ich den Kopf. Es ist alles so kompliziert geworden. Und Skinner hatte zu 100 Prozent Recht, als er mir vor Wochen in der Kanalisation prophezeite, dass von nun an nicht mehr alles schwarz oder weiß sein würde.

Du kannst nicht durch die Welt laufen und stumpfsinnig weiter Cupids töten, als wäre das die Lösung all deiner Probleme – genau das hat er gesagt. Wie wahr seine Worte waren.

Langsam lasse ich meinen Blick weiter wandern, über ihn bis hin zu Patience, die sich durch die Aufregung um Charley und ihren Chip zumindest für den Moment von ihrer Traurigkeit ablenken lässt.

»Wie soll es weitergehen? Tja, das ist eine gute Frage.« Cy wirkt genauso ratlos, wie ich mich fühle. »Leigh jagt also momentan nicht mehr nach Patience, verstehe ich das richtig?«

Charley blickt ihn an. »Natürlich wäre es ihm lieber, sie persönlich zu haben als irgendeinen *Ersatzmann*, aber ...« Er hebt die Schultern. »Ihr macht ihm mehr Ärger, als er erwartet hatte und er will mit seiner Invasion nicht ewig warten. Das Niemandsland hat für ihn jetzt Priorität.«

»Dann sollten wir ihn aufhalten«, sagt Cy. »Wir sollten ihn finden und stoppen.«

Niemand von uns antwortet ihm, doch die Frage, die sich jeder von uns stellt, hängt unausgesprochen über der Lichtung: *Weshalb sollten wir das tun?*

Wenn Leigh nicht mehr nach Patience jagen lässt, ist unser Schützling fürs Erste in Sicherheit. Wir könnten ganz einfach nach Lundy zurückkehren. Dort könnten wir Patience von der kleinen Platine in ihrem Nacken befreien. Charley könnte sich um die Chips der anderen Watcher kümmern und dann wären wir frei.

»Ich verstehe schon«, fährt Cy leise fort. »Wir haben keinen

Grund dazu.« Er sieht mich an und ich erkenne Traurigkeit in seinem Blick. Er zögert, ehe er weiterspricht. »Aber ich will ehrlich zu euch sein. Wenn ihr nicht wärt, dann würde ich es versuchen. Dann würde ich kämpfen.«

Er hat Familie da draußen, im Niemandsland. Die Invasion muss für ihn die reinste Horrorvorstellung sein. Doch auch ich fühle mich den Menschen dort verpflichtet. Seit Skinner mich nach unserem Besuch im Bedlam Tower dazu brachte, erste blasse Bilder aus den Tiefen meines Gedächtnisses hervorzukramen, weiß ich, dass ich eine von ihnen bin. Eine Niemandsländlerin. Zwar sind meine Erinnerungen an mein Leben vor der Wächterschule noch nicht zurückgekehrt, vermutlich weil ich zuviel anderes im Kopf habe, trotzdem weiß ich, dass ich zu ihnen gehöre.

»Wenn ihr meine Meinung hören wollt ...«, Skinner lehnt sich an die Felswand am Rande der Lichtung und verschränkt die Arme, »... dann denkt ihr in die falsche Richtung. Wir können den Niemandsländern nicht helfen, indem wir gegen Leigh kämpfen. Wir sind zu wenige, wir können seine Armee nicht stoppen. Wir könnten die Sache aber von der anderen Seite aus anpacken. Ins Niemandsland gehen und die Menschen dort warnen, sie auf einen Kampf vorbereiten.«

»Viel zu gefährlich«, sage ich mehr reflexartig denn durchdacht. Schließlich haben wir Patience dabei. Patience, die vor wenigen Monaten noch ein unbedarftes Kind war. Doch mit wenigen Worten macht sie mir klar, wie sehr sich die Dinge geändert haben.

»Ich bin dafür, dass wir den Leuten dort helfen. Sie brauchen jemanden, sie müssen vor meinem Vater gewarnt werden und das so schnell wie möglich. Wenn Charley die Wahrheit sagt und es zu

spät ist, seinen Angriff zu verhindern, dann sollten wir zumindest nicht untätig sein.« Patience sieht uns alle nacheinander an.

»Erinnert ihr euch an Yura, die Heilerin von Finisterra? Sie mag alt und verblendet gewesen sein, aber sie hat etwas ganz Wichtiges gesagt: *Was habe ich von meiner Gabe, wenn ich sie nicht nutze?* Genauso müssen wir das sehen. Was bringt uns unser Wissen, wenn wir es nicht nutzen? Ich denke, dass wir abstimmen sollten. Niemand muss sich gezwungen fühlen, mitzugehen. Aber *ich* will gehen ... Wer ist dabei?«

Ich hebe die Hand, noch bevor mein Geist die Frage richtig erfasst hat. Neben mir hebt auch Cy die Hand und ich sehe, dass Skinners ebenfalls längst oben ist.

Wir vier taxieren jetzt Charley und Lynn. Ich erwarte nicht, dass sich uns auch nur einer der beiden anschließt. Wenn ich ehrlich bin, wäre es mir auch lieber so. Ich möchte weder ein Bündnis mit einer Cupid noch mit Leighs engstem Vertrauten eingehen.

»Ich bin dabei«, sagt Lynn nach einem Moment.

Alle Köpfe rucken zu ihr herum.

»Seht ... seht mich nicht so an. Meine Rache an Leigh ist das Einzige, was ich noch habe. Und wie kann ich ihm mehr schaden als damit, dass ich seine Pläne durchkreuze?«

Sie hat zweifellos Recht und trotzdem kommt es mir seltsam vor, sie einfach mitzunehmen. Sollen wir wirklich Seite an Seite mit einer Cupid kämpfen? Es wäre widernatürlich. Andererseits sind wir keine Wächter mehr und das Bild, das ich einst von den Industriellen und den Kinderfängern hatte, ist drastisch ins Wanken geraten. Der Einzige aus unserer Runde, dem ich wirklich misstraue, ist ein Watcher.

Skinner scheint denselben Gedanken zu haben wie ich.

»Sie ist unser kleinstes Problem, Freunde. Wenn ihr einen Feind

unter uns suchen wollt, dann dort.« Er deutet auf Charley.

Dieser hält sich nach wie vor abseits, aber seine Haltung wirkt nicht mehr ganz so ablehnend wie gleich nachdem wir ihn zu unserem Gefangenen gemacht hatten. Sein blondes Haar ist feucht, sein Blick unstet. All seine Unsicherheit spiegelt sich darin wider. »Leigh hat ... mir ebenfalls einen Grund gegeben, mich von ihm abzuwenden. Er hat mich benutzt, die ganze Zeit über. Wenn ihr wüsstet, was ich alles für ihn getan habe ...«

Charley ist, genau wie wir Watcher, nur ein Produkt der Leigh Corporation. Und doch hat er, wenn er die Wahrheit sagt, viel Schlimmes, das in London geschehen ist, mit zu verantworten.

»Wir können dir nicht trauen«, sage ich. »Du kannst froh sein, dass wir dich noch nicht umgebracht haben. Du bist eine Gefahrenquelle, die wir nicht einschätzen können.«

Charley sieht mich an. »Und gleichzeitig bin ich eure einzige Chance.«

»Ach ja? Unsere Chance ins Verderben zu rennen?« Cy macht einen Schritt auf Charley zu. »Du hättest Jo fast getötet, als du ihren Chip abgeschaltet hast, du hast deinen eigenen Vater umgebracht, du hast dafür gesorgt, dass Leigh sich auch aus der Ferne an Patience' Fähigkeiten bedienen kann und du bist dafür, dass die Menschen im Niemandsland von der Bildfläche verschwinden. Du hast Leigh dabei unterstützt, zahllose Heilerkinder auszulaugen und zu töten, ihr habt Watcher auf dem Gewissen und ihr manipuliert die ganze Bevölkerung von London! Wieso sollten wir dir also trauen? Wieso sollten wir dich auch nur eine Sekunde länger am Leben lassen?« Cy ist kein eiskalter Mörder, dennoch wirkt seine Frage wie eine direkte Drohung.

»Weil ich euch helfen kann! Und weil ich euch helfen will!«, antwortet Charley. »Ich stehe auf eurer Seite, ihr müsst mir –«

»Komm uns jetzt nicht damit, dass wir dir vertrauen müssen!«, zischt Skinner. Seine Finger schließen sich fest um den Carbonstahldolch. »Wag es bloß nicht.«

Charley presst die Lippen aufeinander und ich kann sehen, wie es hinter seiner Stirn fieberhaft arbeitet.

»Also?« Cy sieht uns an, Lynn lässt er dabei außen vor. »Was machen wir mit ihm?«

»Ich würde sagen, wir hören uns seinen Vorschlag an.« Patience. Wie immer hat sie das weichste Herz von uns.

Doch alle Sanftheit weicht aus ihrem Blick, als Cy sie direkt anspricht. »Lass dich nicht von ihm einlullen.«

»Keine Sorge«, gibt sie mit einer Kühle in der Stimme zurück, die ich von ihr bisher nicht kannte. »Ich lerne aus meinen Fehlern.«

Cy braucht sichtlich eine Sekunde, bis er die Andeutung versteht. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch es dringt kein Wort über seine Lippen.

Ich muss an den Moment auf Lundy denken, als sie mir von ihren Gefühlen erzählte, an ihre erste richtige Verliebtheit, die sie so sehr zum Strahlen brachte, dass es wehtat. Jetzt kommt es mir vor, als hätten wir ihr die Unbeschwertheit genommen.

»Lass es gut sein«, raune ich Cy zu, damit er nichts Dummes sagt. Nichts Nettes, das ihr im schlimmsten Fall nur neue Hoffnungen machen würde. »Zurück zum Thema. Mach uns dein Angebot, Charley.«

Patience sieht mich an und lächelt dankbar, nur ganz leicht, dann wird ihr Gesicht wieder hart. Da ist sie auf einmal, die Ähnlichkeit mit Skinner, die ich vorher nie an ihr habe beobachten können.

»Ihr wollt ins Niemandsland marschieren«, sagt Charley. »Von

mir aus. Aber habt ihr auch schon mal überlegt, wie das funktionieren soll? Wie wollt ihr die Grenze überwinden? Ihr werdet gesucht. Ihr alle.«

»Verflucht!« Cy tigert neben mir ein paar Schritte auf und ab. Ich unterdrücke einen Seufzer und fahre mir mit beiden Händen durchs Gesicht.

»Ich kann euch helfen«, fährt Charley fort. »Ich habe unbeschränkten Zugriff auf Leighs Computersysteme. Ich kann die Ravishment-Patrouillen kontrollieren, die ausgewählte Kinder aus dem Heim holen und in die Wächterschule bringen. Ich schleuse uns bei ihnen ein, so gelangen wir fast problemlos ins Niemandsland. Die Sache hat nur einen Haken: Die beiden Cupids können unter keinen Umständen mit der Ravish-Patrouille losziehen. Auch wenn sie Uniformen tragen, ist es zu riskant.«

»Ich gehe nicht ohne Skinner«, wirft Patience ein.

»Ich auch nicht«, füge ich hinzu und erwarte, dass Cy mir widerspricht. Doch er überrascht mich.

»Entweder gehen wir vier zusammen oder wir überlegen uns etwas anderes.«

Charley legt sich einen Finger an die Lippen und lässt seinen Blick in die Ferne schweifen. »Einen Weg gibt es noch. Aber der ist riskant und ihr werdet trotzdem einige Tage getrennt sein.«

Ich blicke die anderen an und sehe in jedem ihrer Gesichter dieselbe Entschlossenheit.

»Also gut. Erzähl uns davon.«